

Frankfurter Allgemeine  
*Magazin*

DEZEMBER 2022

VOM  
HIMMEL  
HOCH

Ein Heft vor dem Fest mit  
Interviews, Geschichten, Tests,  
Analysen, Fragebogen, Porträts  
und Geschenkpapier



# DIOR

*ROSE DES VENTS  
AND MIMIROSE COLLECTIONS*  
Yellow gold, diamonds and ornamental stones.



### EINE WELT VOLLER MAGIE

Im frisch gefallenen Schnee kommt ein schimmerndes OMEGA Wunder zum Vorschein: Die De Ville Prestige in Edelstahl steht im Zentrum unserer festlichen Traumwelt, in der eine große Vergangenheit und mechanische Präzision gleichermaßen zum Leben erweckt werden. Selbst in diesen frostklirrenden Augenblicken ist eine Dynamik zu spüren, die OMEGAs unermüdliches Streben nach Exzellenz zelebriert. Dieses Co-Axial Master Chronometer Modell mit seinem kiefergrünen Zifferblatt und dem passenden Lederband ist die perfekte Wahl für einen magischen Winter voller Schönheit und Fantasie.

**Ω**  
**OMEGA**



# TURKISH RIVIERA

EAST MEDITERRANEAN



 Kekova – Antalya



  
goturkiye.com

# PRADA

PRADA.COM

## Editorial



Wie ein umgestürzter Weihnachtsbaum: Mit dem Klammeraffen kann man die Klammern in der Heftmitte lösen – und Geschenkpapier herausnehmen.

## Klammern lösen, Geschenke packen

Was hält eigentlich dieses Heft zusammen? Der verantwortliche Redakteur bestimmt nicht. Der überlegt sich nämlich zum Beispiel gerade, ob man so einen Torschuss wie den von Richarlison zum 2:0 der Brasilianer gegen Serbien auch im hohen Alter noch hinbekommen könnte – wie damals das Götze-Tor gegen Argentinien, das er im Park mit den Kindern Dutzende, nein Hunderte Male geübt hat, ganz einfach: mit der Brust annehmen und aus der Drehung mit links volley rein. Also: Wenn nicht unser Fußball-Laie, wer hält das Heft dann zusammen? Die Mitarbeiter natürlich, die hier planen, lesen, schreiben, bebildern, layouten. Aber nicht nur sie: Was das Heft im Innersten zusammenhält, das sind die Heftklammern. Sie packen die Seiten bei Magazinen so fest, dass sie nicht einfach so auseinanderflattern, ineinanderfallen, durcheinanderfliegen. Seit der Neugründung dieses Magazins (im Februar feiern wir Zehnjähriges!) haben wir weit mehr als fünf Millionen Stück verzinkten Heftdraht gebraucht, um Ordnung zu halten. Und dieses Mal haben sie noch einen Sinn: indem man sie weglässt. Genau in der Heftmitte haben wir die phantastische Titelaufnahme

des 6500 Lichtjahre entfernten Adlernebels platziert, aufgenommen vom James-Webb-Teleskop, das dieses Jahr grandiose Bilder zurück auf die Erde geschickt hat. Unsere Wissenschaftskollegin Sibylle Anderl hatte darüber schon im Sommer in der Zeitung so begeistert berichtet, dass wir sie gleich baten, auch für uns in den Himmel zu blicken. Wenn Sie nun die Qualitätsklammern aus der Dorstener Drahtwerke H. W. Brune & Co. GmbH, die das Heft zusammenhalten, in der Mitte lösen, am besten mit einem Klammeraffen („Entklammerer“), und dann die mittlere Doppelseite vorsichtig herausnehmen, haben Sie das schönste Geschenkpapier der Geschenkeseason: einen Blick in den Himmel! Beziehungsweise auf interstellare Materie! Na gut, ich gebe zu, diese wunderbare Formation erodiert langsam durch Photoevaporation. Womöglich gibt es das so schön kolorierte Gebilde da oben schon jetzt gar nicht mehr, das werden wir erst in ungefähr 1000 Jahren erfahren, wenn die Signale hienieden angekommen sind. Aber egal! Bald ist Weihnachten! Übrigens heißt dieser Adlernebel „Säulen der Schöpfung“. Könnten wir Ihnen zum Fest der Feste mehr schenken? *Alfons Kaiser*

### Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser

### Redaktionelle Mitarbeit:

Dr. Sibylle Anderl, Julia Anton, Johanna Christner, Dr. Marco Dettweiler, Johanna Dürholz, Ubin Eoh, Aylin Güler, Daniel Haas, Caroline Jebens, Pit Knorr, Ben Kuhlmann, Claus Lochbihler, Stefan Locke, Frank Lottermann, Sarah Oberreis, Franziska Pröll, Peter-Philipp Schmitt, Johanna Schwanitz, Simon Schwartz, Bernd Steine, Karin Truscheit, Anna Vollmer, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

### Bildredaktion:

Henner Flohr

### Art-Direction:

Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

### E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten.  
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofort Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

### Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)

### Hersteller:

Andreas Gierth

### Druck:

Mohn Media Mohnruck GmbH  
Carl-Bertelsmann-Straße 161M  
33311 Gütersloh

# Mitarbeiter

Dezember 2022



## ALPINE EAGLE

Mit seinen klaren eleganten Linien ist Alpine Eagle die zeitgemässe Interpretation einer Vorgängerkone. Das Chronometer zertifizierte eigene Automatikwerk Chopard 01.01-C ist in ein 41 mm Gehäuse eingebettet. Dieser bemerkenswerte Zeitmesser ist aus Lucent Stahl A223 gefertigt, einem exklusiven, extrem widerstandsfähigen Metall, dem Resultat von vier Jahren Forschung und Entwicklung. Er ist der Beweis für die herausragende uhrmacherische Kompetenz unserer Manufaktur.

*Chopard*

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

E-boutique: chopard.de



**SIBYLLE ANDERL** hat den Sternembryo L1527 in der Taurus-Molekülwolke (Seite 31) vor einigen Jahren mit Kollegen noch selbst erforscht. Als unsere Wissenschaftsredakteurin ihn nun aber auf dem jüngsten Bild des James-Webb-Weltraumteleskops sah, erkannte sie ihn kaum wieder – so viele noch nie gesehene Details sind darauf zu erkennen. Ähnlich geht es zur Zeit vielen Astrophysikern in Bezug auf alle möglichen Bereiche des Kosmos: von den Planeten in unserem Sonnensystem bis zu den ältesten und entferntesten Galaxien. Grund genug, dieses ungewöhnliche Teleskop vorzustellen, dessen Bilder die Welt in diesem Jahr verzauberten.



**PIT KNORR** war 28 Jahre alt, als er 1967 nach New York kam und eine wirklich wahre Geschichte (Seite 34) erlebte. Später, wieder in Deutschland, gehörte er, wie der Zeichner unseres New-York-Bilds, Chlodwig Poth, zur „Neuen Frankfurter Schule“. Er wurde Redakteur bei der Satirezeitschrift „Pardon“ und war dann Mitbegründer und Herausgeber der „Titanic“. Knorr schrieb viele Bücher sowie Drehbücher für komische Funk- und Fernsehserien und war über Jahrzehnte Co-Autor der Sketche und Filme von Otto Waalkes. Ausgezeichnet wurde er mit dem Binding-Kulturpreis der Stadt Frankfurt sowie – für sein Lebenswerk – mit dem Göttinger Elch. Zuletzt machte er im Netz als Verfasser der Opa-Corona-Gedichte von sich reden.



**UBIN EOH** wuchs in Berlin-Kreuzberg auf, verbrachte aber viele Sommer in Seoul bei ihrer Großmutter, teilweise auch huckepack. Schon als Jugendliche entdeckte unsere Autorin die Schönheit in jenem Getränk, das böse Zungen als überzuckerte hellbraune Mistbrühe bezeichnen würden: in koreanischem Instantkaffee. Für sie schmeckt er nach Geborgenheit. Noch heute bringt der Geruch sie zurück in die Wuselküche ihrer Oma. Für uns zelebriert Ubin Eoh ihre geschmacklichen Fehlritte und den in Plastiktütchen verpackten Kaffee (Seite 24). Sie plädiert für unperkopten Genuss, zumindest manchmal – in jedem stecke ein kleiner Gönjamin Blümchen.



**ANNA VOLLMER** hat – wie so viele Frauen – in den vergangenen Jahren die MeToo-Berichterstattung aufmerksam verfolgt und immer wieder über die gesellschaftlichen Veränderungen diskutiert, die damit einhergehen. Als unsere Redakteurin nun mit ihrer Kollegin Caroline Jebens eine Bilanz der Bewegung ziehen wollte, war sie sich zunächst sicher: MeToo war ein voller Erfolg. Doch je öfter sie sich die Frage stellte, wo der Feminismus fünf Jahre nach dem Beginn von MeToo steht, desto komplizierter wurde es. (Seite 52)

# ELETRE

## DER ERSTE VOLLELEKTRISCHE HYPER-SUV



Jetzt verfügbar für Reservierungen.

Informieren Sie sich online über Ausstattungspakete und Preise.



LOTUSCARS.COM

# Inhalt

Dezember 2022



42

// Dass Männer sarkastisch fragen, ob etwas „jetzt schon MeToo war“, zeigt, dass MeToo die Fronten zwischen Frauen und Männern verhärtet hat. //

52



26



58



34

Fotos: Daniel Stier, Christof Simon, NASA, ESA, Illustration: Chlodwig Poth

### 26 Sarah Connor - voll stabil

Jahrelang reduzierte man sie auf Äußerlichkeiten. Und nahm **Sarah Connor** als Künstlerin kaum wahr.

Von *Johanna Dürrholz*  
Fotos *Daniel Pilar*

### 30 Alles im All

Sehen und Staunen: Die Bilder des James-Webb-Teleskops zeigen den Kosmos auf überirdisch schöne Weise.

Von *Sibylle Anderl*

### 34 Es war einmal in Amerika

Diese wahre Weihnachtsgeschichte aus New York führt vom Wunderland ins Gefängnis und wieder zurück.

Von *Pit Knorr*  
Illustration *Chlodwig Poth*

### 42 Geben und geben lassen

Für alle Suchenden in diesen Zeiten: Wir haben auf acht Seiten Geschenkkideen zum Fest zusammengetragen.

Von *Birgit Fligge*  
Fotos *Daniel Stier*

### 52 MeToo

Eine Bestandsaufnahme nach fünf Jahren MeToo-Bewegung: Was ist heute davon geblieben?

Von *Caroline Jebens*  
und *Anna Vollmer*

### 54 Dieser Duft hält sich

Vor 15 Jahren gründete **Kilian Hennessy**, Erbe der berühmten Cognac-Familie, sein eigenes Parfumlablel.

Von *Anna Vollmer*  
Fotos *Jens Gyarmaty*

### 56 Kaffee mit Kuss

Sechs Tage, sechs Lippenstifte, sechs Kaffeebecher: Ein Praxistest mit sechs ungeschminkten Antworten.

Von *Johanna Schwanitz*

### 58 Schnee wie gestern

**Thomas Bachnetzer** sammelt Skimode aus vergangenen Pisten-Jahrzehnten.

Von *Claus Lochbihler*  
Fotos *Christof Simon*

14 Vor 60 Jahren 16 Vita Obscura 18 Prêt-à-Parler 50 Mood/Mut 60 Grüße aus Dresden 62 Fragebogen

#### Zum Titel

Die „Säulen der Schöpfung“ im All wurden in diesem Jahr vom James-Webb-Teleskop aufgenommen.

Im Netz: [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil)

Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: @fazmagazin

Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

am 17. Dezember bei.



Aus der F.A.Z. vom  
1. Dezember 1962:  
Glockenguss bei den  
Gebrüder Rincker in  
Sinn bei Herborn  
Foto Wolfgang Haut

## Vor sechzig Jahren

Niemand muss sich vor der 1100 Grad heißen Metallmasse fürchten. Die drei Glockengießer haben alles im Griff. Zudem hat ihr Chef um Genehmigung von ganz oben gebeten. „Lasst's in Gottes Name komme!“, rief er traditionsgemäß, bevor seine Mitarbeiter der wild brodelnden Masse im Kessel freien Lauf ließen, damit sie, durch Kanäle geleitet, die Formen füllt. Nach einer Minute ist die erste 20-Zentner-Glocke gegossen. Die Frauen und Männer im Hintergrund, die den Glockengießern der Gebrüder Rincker in Sinn ehrfürchtig zuschauen, sind eine Abordnung der Gemeinde, inklusive Pfarrer. Vor 60 Jahren war der Guss von elf Glocken mehr als eine technische Veranstaltung. Zu den später tönenden Objekten sollten die Menschen, die sie hören, eine Beziehung aufbauen, am besten am Tag der Glockengeburt. Schon damals zückten einige Zuschauer eine Kamera, allerdings nicht auf sich selbst gerichtet, mit dem Objekt im Hintergrund, wie es heute üblich ist, sondern um das eigentliche Geschehen festzuhalten. Der F.A.Z.-Fotograf Wolfgang Haut war einer von ihnen.

Als im September 2022 die Glockengießerei Bachert aus Neunkirchen am Neckar sechs Tonnen Bronze für die Kirchenglocke Amemus für den Dom zu Magdeburg in Fluss brachte, schauten ebenfalls Gäste zu, wie das flüssige Metall in der Gießgrube verschwand. Und die Faszination dürfte ähnlich groß gewesen sein. Solche analogen Spektakel beeindruckten in unserer digital geformten Welt nach wie vor mit ihrem archaischen Charakter. Nach der biblischen Überlieferung soll Jesus an einem Freitag gegen 15 Uhr gestorben sein, was für Glockengießer der Anlass ist, sich für den Startguss an dieser Zeit zu orientieren. Kurz davor rühren sie mit einem trockenen Fichtenstamm die Glockenspeise, was schon zu Zeiten Friedrich Schillers Tradition war. „Das Lied von der Glocke“ enthält

auch die Zeilen: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme, / Doch recht trocken laßt es seyn“. Über das Material war man sich nicht immer einig, manche Gießereien brachen Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Tradition, Glocken aus Bronze herzustellen. Jacob Mayer läutete auf der Pariser Weltausstellung 1867 mit seinem Formgussverfahren eine neue Ära ein. Seine 15 Tonnen schwere Glocke mit einem Durchmesser von mehr als drei Metern bestand aus Stahl. Einige Gießereien stellten daraufhin auf Stahl um – und viele kehrten Mitte des 20. Jahrhunderts wieder zu Bronze zurück.

Auch wenn die Gebrüder Rincker in Sinn als älteste Gießerei Deutschlands und bedeutendste Europas seit dem 17. Jahrhundert bis heute in Familienbesitz sind und allein in Frankfurt in sechs Kirchen 33 Rincker-Glocken bimmeln, verlieren Kirchenglocken an Bedeutung. Sind sie noch zeitgemäß? Bei der Frage geht es weniger um ihre Existenz als um den Klang. Den empfinden manche Menschen als Lärm – und einige Streitlustige klagen dagegen. Mit geringen Chancen auf Erfolg. Sakrales Läuten ist ein Grundrecht der freien Religionsausübung, Lärmschutzbestimmungen haben da nichts zu sagen. Wenn also jemand von Geläut genervt ist, muss er erst gar nicht den Anwalt anrufen.

Schon eher könnte es mit der Klage klappen, wenn die Glocken weltweit tätig sind, zu jeder vollen Stunde schlagen etwa oder mit Gebimmel das Neue Jahr begrüßen. Dann spielt der Immissionsrichtwert eine Rolle, dann wird der Schallpegel in db(A) gemessen. Je nach Dauer des Geläuts und Lage der Kirche im Ort darf der Wert in der Nacht und am Tag den Grenzwert nicht überschreiten. Welche Werte das genau sind, weiß niemand so recht. Jedenfalls gibt es verschiedene Angaben in den Urteilen. Vielleicht sollte man das Glockengeläut also einfach genießen. Es gibt so viel wirklichen Lärm in dieser Welt. *Marco Dettweiler*

Publicis EtNew



Happy Hermès Holidays!

  
**HERMÈS**  
PARIS



# Vita Obscura

Von Simon Schwartz



Shinshu. Ein Ort mit majestätisch weißen Birkenhainen. Eine Quelle endloser Inspiration für Grand Seiko. Hier sind Licht und Schatten in dynamischer Harmonie. Und die Zeit fließt in gleichmäßiger Bewegung. Hier, wo die TAKUMI die Essenz der Natur in jeden einzelnen Zeitmesser einfließen lassen und ihre wahre Schönheit zum Leben erwecken.

THE NATURE OF TIME

Shinshu, Präfektur Nagano



GS  
Grand Seiko

Heritage Kollektion Series 9 SLGA009 Spring Drive 5 Days Caliber 9RA2

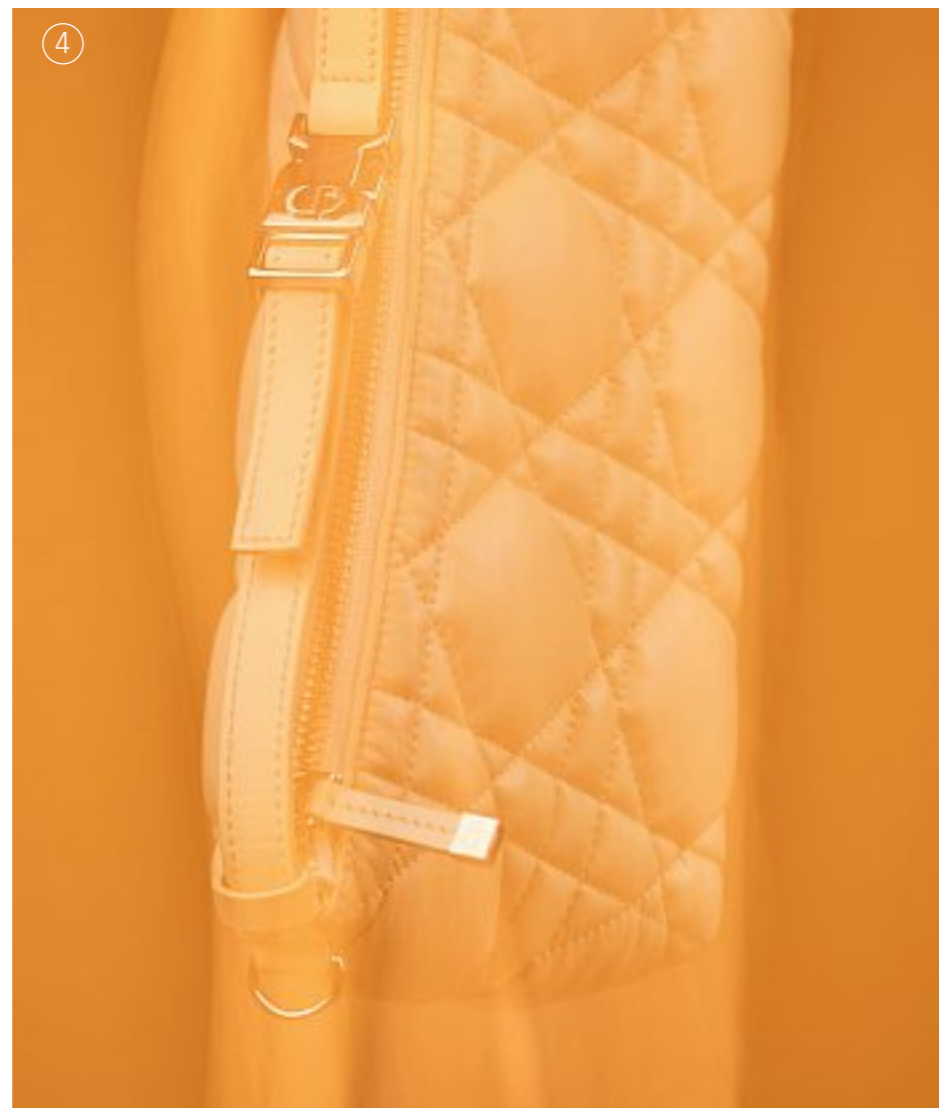
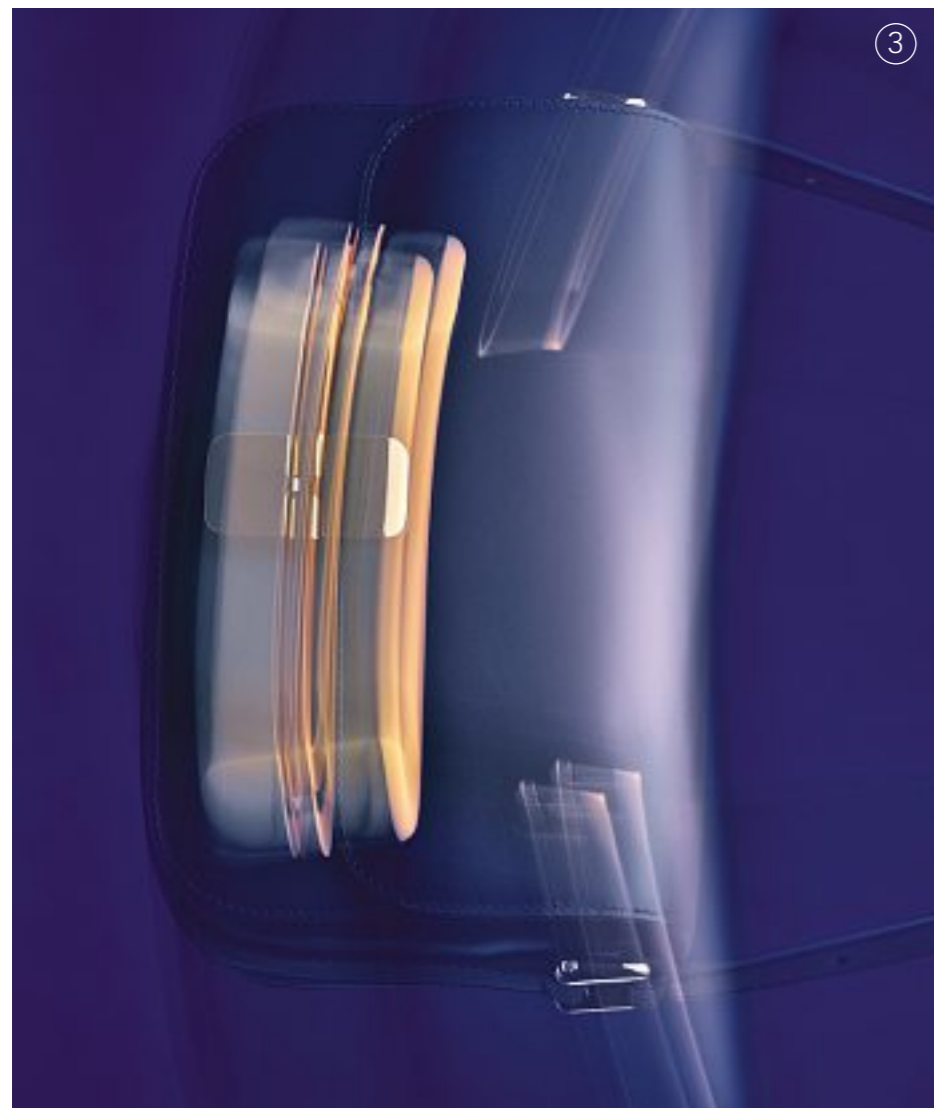
grand-seiko.com

BUCHERER  
1888

Kaiserstraße 1 60311 Frankfurt am Main bucherer.com



# Prêt/à/Parler



## TASCHEN **Fest des Lebens**

► Es mag leicht kitschig klingen, aber 2022 ist nicht nur das Jahr, in dem der Krieg in Europa begann. Es ist zugleich das Jahr, in dem das Leben zurückkehrte. Das erste Jahr ohne Lockdown, ein Jahr, in dem Restaurants und Diskotheken wieder uneingeschränkt öffnen durften und niemand vor privaten Feiern noch mal wegen der Beschränkungen mit dem Rotstift an die Gästeliste gehen musste.

Die Stimmung spiegelt sich in der Mode, und rückblickend lässt sich feststellen: Die dunklen Wochen der Pandemie waren eine recht handtaschenfreie Zeit. Wo sollte man auch hingehen mit seiner Tasche? Zum Spaziergang? Zum Supermarkt?

Da ist es kein Wunder, dass die frivolste aller Handtaschen, so klein, dass man fast in den Diminutiv abrutschen könnte, zum Handtäschchen, jetzt mit umso größerer Wucht zurückkehrt. Die Baguette ist wieder da, die Partytasche schlechthin. Eine Tasche für das Leben, samt „Sex-and-the-City“-Narrativ. Die Szene ist legendär: Carrie Bradshaw wird an einer einsamen Straßenecke überfallen. „Give me your bag“, ruft der Angreifer. Und Carrie darauf: „It’s a Baguette.“ Damit wurde die Tasche von Fendi im

Jahr 2000 schlagartig berühmt – und „Sex and the City“ hatte spätestens damit den Ruf als Serie für Markenfetischismus weg. Jetzt legt Fendi die alte Bekannte noch mal neu auf, samt Pailletten und auch in Pink (1).

Die Tasche liegt im Trend, das sieht man daran, dass sie heute viele Gesichter hat: Sie kann auch schlicht sein, wie das Modell in Nachtblau von A.P.C. (3), das optisch so reduziert daherkommt wie eben alles von der Pariser Marke. Das könnte sogar zu ein bisschen echter Baguette-Action verleiten. Baguette-Tasche mit Baguettestange unter den Arm klemmen und wie die Pariser auf dem Nachhauseweg schon mal ein bisschen Baguette klauen, also Brot knabbern.

Die Baguette kann aber auch sportlicher, wenn sie etwa, wie bei Dior, aus weichem Nappaleder in Gelb gefertigt ist (4). Das Modell nennt sich Nomad, folgt in Form und Größe aber dem Baguette-Prinzip. So auch die Tasche von Louis Vuitton (2). Sie erinnert mit ihren schweren Schließen an einen kleinen Koffer. Wer weiß, wo der Abend endet, im Partyjahr 2022. (jwi.) *Fotos Schmott Studios*

annamariacammilli.com



A N N A M A R I A  
**C A M M I L L I**  
F I R E N Z E

**Pletzsch**  
JUWELIER SEIT 1897

Dortmund - Düsseldorf - Essen - Mülheim - Frankfurt - Sulzbach - Mannheim - Karlsruhe  
www.pletzsch.de

SNEAK AROUND (48):

## Nike LeBron XX

### ► Wissen Sie, wer Jason Petrie ist?

In der Sneaker-Szene ist der amerikanische Designer Jason Petrie schon lange bekannt. Als Praktikant bei Converse begann er seine Fähigkeiten im Sneaker-Design zu verfeinern, als er an der North Carolina State University studierte. Der polarisierende Converse All-Star He:01 war eines der ersten Projekte, an denen Petrie arbeitete. Dann entwarf er für Fila zwei Jahre lang Basketballschuhe in Italien – bis Nike ihn als Nachfolger von Ken Link zum Chefdesigner der LeBron-Linie machte. Mit der Signature-Linie des Basketballstars LeBron James beeinflusste Petrie die Richtung der Basketballschuh-Welt. Das Besondere an seinen Entwürfen: Wenn sie auf den Markt kommen, sehen sie oft futuristisch aus, ganz anders als alle anderen Modelle. Petrie ist seiner Zeit voraus.

### Und was kann der von Petrie entworfene neue Schuh?

Der LeBron XX ist der erste Low-Cut-Sneaker der LeBron-James-Signatur-Kollektion. Mit dem Schuh wird die nun 20 Jahre dauernde Zusammenarbeit von LeBron James und Nike gefeiert. Das Obermaterial ist synthetisch ummantelt, das soll Stabilität beim Tragen schaffen. Im Gegensatz zur charakteristischen Ausführung mit High-Tops und der sichtbaren Max-Air-Dämpfung zeigt der LeBron XX unauffälligere Details. Zu den Hauptmerkmalen gehören ein niedrigeres Profil, Zoom Air im Vorderfuß und in der Ferse sowie ein Kohlenfaser-Mittelfußschaft. Den Vorderfuß dämpft ein von oben geladenes Air-Zoom-Turbo-Element, die Ferse ein größeres Zoom-Air-Element mit einer Dicke von 13 Millimetern. Der Schuh soll ein leichtes und bodennahes Gefühl vermitteln und ist auf einen schnellen Spielstil ausgelegt. Den LeBron XX gibt es seit dem 29. September 2022.

### Was ist so besonders an Basketballschuhen?

Basketballschuhe werden schon lange nicht nur auf dem Court, sondern auch auf der Straße getragen. Sie haben also genauso modische Bedeutung. Auch deshalb gehören sie zu den beliebtesten Schuhen unserer Zeit,



selbst wenn man mit Basketball nicht viel am Hut hat. „Die Begeisterung entstand nicht nur durch den Schuh an sich, sondern durch alles, was drumherum passiert ist“, sagt Petrie. „Die Verschmelzung von Sport, Mode und Kultur hat mich beeindruckt. Und ich denke, so geht es vielen in meiner Generation und der danach.“

### Wann und wie trage ich sie?

Basketballschuhe lassen sich nicht nur auf dem Sportplatz, sondern auch gut als Streetwear tragen. Der LeBron wirkt durch die dicken Sohlen und die grellen Farben klobig und auffällig. Wer es lieber zurückhaltender mag, kann die Schuhe zu einem unauffälligeren Outfit aus Jeans und Shirt kombinieren. Auch zur beliebten grauen Jogginghose und einem Oversized-Hoodie passen die Schuhe gut. Ein dezenter Casual Look lenkt den Blick zudem gezielt auf die auffälligen Sneaker. *Aylin Güler*



Es war einmal: Leonard DiCaprio im Jahr 2010 mit seiner damaligen Freundin Bar Refaeli

### MILLENNIALS

## Lasst doch dem Leo die jungen Frauen!

► An dieser Stelle erschien im Oktober-Heft eine Inspektion von Leonardo DiCaprios Dating-Verhalten. Die Diagnose: Der Hollywoodstar sei fixiert auf junge Frauen, die seine Töchter sein könnten. Der Acht- und vierzigjährige date Frauen nur bis zu ihrem 25. Lebensjahr, alle älteren kämen nicht mehr in Frage. DiCaprio sei ein heteronormativer Cis-Mann, der letztlich nur einen Befund illustrierte, mit dem Evolutionsbiologie und Soziologie schon lange aufwarteten: Frauen bevorzugten ältere Männer; Männer hielten sich an junge Frauen, weil sie attraktiver seien und für die Fortpflanzung besser geeignet.

Die unausgesetzte Häme gegenüber DiCaprio geht mit einer ideologischen Mobilmachung einher, die bei aller Gutgemeintheit nicht wirklich kritisch ist. Junge Frauen, so die Logik des femininen Beschützerstums, seien Opfer männlicher Machtinteressen. Sie kämen in der toxischen Asymmetrie von älterem Mann und junger Gespielin unter die Räder.

Das ist sicher immer mal wieder der Fall. Aber ist dieses romantische Governamentum nicht ähnlich sexistisch wie der disqualifizierte Machismo? Es zeugt von Misstrauen, wenn nicht Herablassung und Bevormundung, wenn jungen Frauen unterstellt wird, sie seien machtlos gegenüber den Avancen eines älteren Mannes. Als seien Fünfundzwanzigjährige nicht in der Lage, ihre Sexual- und Sozialpartner selbst zu wählen.

Legendär ist in dieser Hinsicht die Bemerkung der damals 20 Jahre alten Nathalie Volk, die ihrem 40 Jahre älteren Liebhaber Frank Otto, dem Multimillionär und Mitglied des Hamburger Otto-Clans, ins Stammbuch schrieb: „Du, Frank, es gibt noch andere, reichere Männer als dich.“ Ein drastischer Satz, der eigentlich eine kluge Liebeserklärung ist, weil er ins Herz der kursierenden Vorurteile zielt. Es gibt andere Männer, jüngere, vermögendere, schönere, erklärt dieses Bonmot. Aber die nehme ich nicht, weil ich dich meine.

Ist das nicht eine Auffassung von Romantik, die unter dem Deckmantel der Patriarchatskritik genau jenen Paternalismus bedient, den sie abzuwickeln verspricht? Ich bin keine junge Frau, sondern ein Babyboomer, Jahrgang 1967. Aber ich würde mich hüten, Korrekturen am Datingprofil von Millennials oder Gen-Z-lern vorzunehmen.

Ist Liebe nicht ursprünglich jene Regung, die gesellschaftliche Tauschlogiken aushebeln und durch die Idee der Gabe ersetzen soll? Wer gibt, rechnet nicht auf und nicht gegen. Das romantische Governamentum aber besteht auf einer Gleichheit und Angemessenheit, die am Ende nur das knallharte Kalkül des

Tauschs verfolgt. Es soll gerecht getauscht werden, und eine junge Frau kann bei einem älteren Mann nur draufzahlen? War nicht mal die Idee, dass die Liebe kein Deal, sondern eine Verschwendung ist?

So bereiten die Gleichheitsapostel auf ihre Art der Klassenarroganz den Boden. Der reiche Hollywood-Superstar und das Up-and-coming-Model, der Chefarzt und die Krankenschwester: Das können nur Mesallianzen sein? Und was ist mit der von linker Kritik immer wieder eingeklagten Aufwärtsmobilität? Wenn alle unter sich bleiben – gleiches Alter, gleicher Background –, dann werden die leidigen Milieugrenzen nur noch schärfer gezogen.

Deshalb verbuche ich dieses sicher gut gemeinte Beschützerstum unter Distinktionsgebaren. Aber Gleichheit ist nicht über Altersnormen beim Dating herzustellen. Gleichheit und Ebenbürtigkeit sind Folgen normativer Entscheidungen: Respektiere ich den anderen grundsätzlich? Lasse ich mich auf ihren beziehungsweise seinen Habitus ein? In einem Wort: Akzeptiere ich die Differenz?

Differenz, lautstark sozial eingeklagt, passt aber anscheinend nicht mehr zum Zeitgeist. Oder sehe ich, der 55 Jahre alte Autor, das falsch? Unterschätzt dieses als Emanzipationsidee getarnte Fürsorgeprimat nicht den Eigensinn und die Selbständigkeit der zu umsorgenden Akteure? Meine Befürchtung: Im identitätspolitischen Gleichheits- und Symmetriepostulat schlummert die Stillstellung subversiver Potenziale. Es bleibt alles beim Alten. Jünger kommen wir nicht wieder zusammen. Dazwischen verläuft die scharf gezogene Grenze eines Rigorismus, der sich gegen das Andere abschließt und das Eigene zementiert. Zieh Leine, Babyboomer. Sei auf der Hut, Millennial.

Ein Gedankenspiel: Könnte es nicht sein, dass umgekehrt der Babyboomer heftig durchgerüttelt wird im Clinch mit den Millennials? Auf jeden Fall hat er viel weniger Ahnung vom Netz und seinen kommunikativen Regeln. Er versteht die Dating-Gepflogenheiten der 20 Jahre Jüngeren kaum. Er muss sich eine neue Kultur weiblicher Selbstermächtigung erst erschließen. Medial ist er viel weniger belastbar (von der Hardware will ich gar nicht erst anfangen). Und die Konventionen bürgerlicher Beziehungsanbahnung sind einer hyperliberalen Offenheit gewichen.

Ist das schlimm? Anlass zum kulturpessimistischen Ressentiment? Nein. Aber wer kommt am Ende wohl besser zurecht im Labyrinth postmoderner Romantik? Die Old-Cis-Dude-Knacker? Oder ihre vermeintliche Beute, die keine ist? Junge Frauen sollten jedenfalls nicht in die Klippschule der pseudoliberalen Regulierung müssen. Ich traue ihnen genügend kritisches Bewusstsein zu, den toxischen Mann als solchen zu erkennen und ihm nicht auf den Leim zu gehen. Der kann übrigens in jedem Alter in Erscheinung treten. Nur dass eine ältliche Arschgeige weniger nett anzuschauen ist als eine junge: Das stimmt. *Daniel Haas*

► Der Holzschlitten aus „Citizen Kane“ von Orson Welles, das Blumenkleid der Schauspielerin Florence Pugh als Maikönigin im Horrrordrama „Midsommer“, der mit Wunden übersäte Silikonorso Leonardo DiCaprios aus „The Revenant“: Im Academy Museum in Los Angeles werden die tollsten Requisiten der Filmgeschichte ausgestellt. Wir haben sie uns im Design-Heft im Oktober angesehen. Und Sie können sich das nun im Online-Storytelling anschauen. Einfach Handykamera auf den QR-Code halten!



Photos: Aylin Güler, Picture Alliance

# NOMOS GLASHÜTTE



175 Years  
Watchmaking  
Glashütte

Club Sport neomatik petrol. Home-Run: Die robuste Automatikuhr bietet im bewegten Alltag Stil und auffallenden Komfort. Mit nur 37 Millimetern Gehäusedurchmesser glänzt sie an jedem Handgelenk und bleibt beim Schwimmen bis 20 atm wasserdicht. Ihr Antrieb? Das superflache und in sechs Lagen feinregulierte NOMOS-Manufakturkaliber DUW 3001. Erhältlich auch in Polarblau und zwar im besten Fachhandel, etwa hier: Aachen: Lauscher, Lücken; Augsburg: Hörli; Berlin: Altherr, Brose, Leicht, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bochum: Mauer; Bonn: Hild, Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Becker, Cabochon, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Berghoff, Schmuck + Form; Konstanz: Baier; Lübeck: Mahlberg; Mannheim: Wenthe, München: Fridrich, Hilscher, Kiefer; Münster: Freisfeld, Oeding-Erdel; Nürnberg: Voigt; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble; Wiesbaden: Epple. Und überall bei Brinckmann & Lange, Bucherer, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: [nomos-glashuette.com](http://nomos-glashuette.com)

In Venedig war der österreichische Künstler Erwin Wurm bis November ausgestellt, und manchmal stellte er sich auch selbst aus (rechts). Unten rechts: Élise Mougín-Wurm und Frank Lottermann schauen dem Künstler über die Schulter.



## KUNST

## Da ist der Wurm drin

► Wir sitzen zu zwölft an einem Tisch für sechs Personen in „Harry's Bar“ in Venedig. Aber so ist es, wenn man mit Erwin Wurm essen geht, es kommen immer mehr dazu als geplant. Denn Wurm hatte am Abend zuvor noch in die Biblioteca Nazionale Marciana am Markusplatz geladen. Wobei: „Geladen“ ist zu viel gesagt. Alle wollten kommen, um Erwin Wurm zu sehen und seine neuen Skulpturen zu bewundern. „Skins“ heißen seine neuen Werke. Gipsabdrücke oder besser „Avatare“ von sich selbst, die er wie ein Chirurg mit dem Skalpell zerlegt und als Aluminiumskulpturen präsentiert, auf bis zu vier Meter vergrößert. Wenn man Erwin Wurm kennt, versteht man, dass das die logische Weiterentwicklung seiner „Fat“-Skulpturen sind. Während ich auf mein Risotto warte, spricht mich ein älteres amerikanisches Paar am Nebentisch an, sie deuten interessiert auf den Stick der Bomberjacke an Wurms Stuhllehne und fragen: „Why ‚Erwin Wurm‘ on a jacket?“ Ich sage: „Yes, Ma'am, this is Erwin!“ und deute auf ihn. Einen Augenblick später sitzt Wurm schon am Tisch des älteren Paares,

die Sammler seiner Arbeiten sind. Später raunt er mir zu: „Du, die haben mich gefragt, ‚Do you still work?‘ Ja, was denken die denn!?“ Er schüttelt den Kopf und lacht. Freunde, Sammler und Kunstinteressierte aus ganz Europa sind am Abend zuvor zum Pre-Opening angereist. Es werden Reden gehalten, und als Erwin Wurm reden soll, meint er nur: „Ich denke, es ist schon viel gesagt worden. Schön, dass ihr gekommen seid.“ Lacht wieder sein ansteckendes Lachen, geht vom Mikrofon weg und sagt: „Auf, gehen wir runter und trinken was.“ Wir trinken alle einen Aperol Spritz, ohne den es in Venedig nicht geht, während ein türkischer Galerist über die politischen Probleme seines Landes spricht, während ein Wiener Maler von seiner einzigen Urlaubsreise mit seinen Eltern erzählt, die damals nach Venedig ging, und zwar so witzig, dass man in die Knie geht vor Lachen. Ein deutscher Schauspieler sagt lakonisch: „Na ja, um gut essen zu gehen, fährt man nicht nach Venedig.“ Und dazwischen Erwin Wurm, mit seinem subversiven Humor. *Frank Lottermann Fotos Lottermann and Fuentes*



Links: Isabel Zumtobel und Lila Schwarzenberg; rechts: Kurt Ryslavy, Thomas Boehler und Nada Lottermann; außen rechts: Élise Mougín-Wurm und ein Kellner in „Harry's Bar“



NARCISORODRIGUEZ.COM

narciso rodriguez

the fragrance for her



## KAFFEE

## Ich liebe koreanischen Instantgeschmack – auch wenn es dir nicht schmeckt!

► Wenn ich frisch verknallt bin, neige ich dazu, unattraktive Fakten über mich zu verheimlichen. So versuche ich, mein Gegenüber schneller in mich verliebt zu machen. Ich verheimliche, dass ich als Kind in Sebastian Krumbiegel von den Prinzen verliebt war (das ist der Sams-Twin). Ich verheimliche, dass ich Bifi so gerne mag, dass ich immer das Plastik ausgelutscht habe. Ich verheimliche, dass ich bei „Deutschland sucht den Superstar“ weinen muss, wenn sensationsgeil und tränendrüsiger die schweren Einzelschicksale der Kandidaten erzählt werden. Und ich reibe dem auserwählten Typen nicht meine Kaffeebarbarie unter die Nase: Ich schwärme für koreanischen Instantkaffee.

Gemeine Menschen würden ihn als hellbraune, viel zu süße Mistbrühe beschreiben. Das ist aber ein Missverständnis! Ich möchte die Herzen für dieses Getränk öffnen. Kurze Intro: Der Kaffee kommt als Mix aus einem Instant-Kaffeegranulat, Milchpulver und Zucker, portionsgerecht verpackt in länglichen Tütchen. Das Tütchen löst man in 100ml heißem Wasser auf und hat in wenigen Sekunden einen wundervollen Kaffeeshot.

Vielleicht folgende Frage als Einstieg: Wonach schmeckt der erste Schluck einer heißen Schokolade als Kind, wenn man noch mit nassen Haaren aus der Badewanne kommt und gleich etwas vorgelesen bekommt (in einer perfekten Welt)? Genau, nach Geborgenheit. Was für viele die heiße Schokolade verkörpert, ist für mich koreanischer Instantkaffee. Wer mal in Korea war oder gerne koreanische Serien guckt, weiß, von welchem Kaffee ich spreche. Dort sind die gelben Tütchen einer bestimmten Marke überall zu finden, in Büros, Universitäten und privaten Haushalten. Ich selbst bin in Berlin aufgewachsen, meine Eltern stammen aus Südkorea. Als Kind habe ich einige Sommer bei meiner Familie in Seoul verbracht. Bei meiner Halmoni (koreanisch für Oma) habe ich den Instantkaffee das erste Mal getrunken. Alles, was aus der Wuselküche meiner Halmoni den Weg vor meine Nase gefunden hat, war für mich der Gipfel der Leckerheit, eine kulinarische Erleuchtung. Halmoni ging davon aus, dass ich morgens keinen Reis aß – ich wuchs schließlich im Land des aufgehenden Brotes auf. So gab es für mich zum Frühstück eine große Scheibe weißes Toastbrot. Einen Toaster hatte sie nicht,



Da hat man etwas in der Hand: Unsere Autorin hält ihren Becher mit Instantkaffee gut fest.

dafür eine Pfanne, in der sie liebevoll meinen Toast mit einer Tonne Butter anbriet. Als ich alt genug war, etwa als Teenager, kam dann eine Tasse Instantkaffee dazu. Jeden Morgen um sechs Uhr weckte mich also der Duft gerösteter Butter und frischen Instantkaffees. Das ist bis heute die effektivste Art, mich um diese Uhrzeit aufzuwecken, ohne dass Grumpy Cat am Tisch sitzt. Ich erinnere mich noch an mein Erstaunen darüber, dass Kaffee mir so gut schmecken kann. Zugegeben, er ist schon sehr süß. Aber es handelt sich ja eher um einen Shot, ein paar Schlucke, und er ist weg. Durch das Milchpulver schmeckt er leicht karamellig. Er ist nicht an eine Uhrzeit gebunden und enthält so wenig Koffein, dass man ihn problemlos nachts trinken kann. In Korea gibt es sowieso eine Nachts-Kaffee-trinken-Kultur, viele junge Leute treffen sich statt in Bars um zwei Uhr nachts in Cafés. Kaffee und süße Snacks zu seichter K-Popmusik und

heller Beleuchtung, nur halt nachts. So schön idyllisch und unschuldig, das liebe ich. Ich finde es schade, dass es das in Deutschland nicht gibt und hier nachts immer alle gewerblichen Angebote einigermaßen verrucht sein müssen, also mit Sex, Alkohol und Kippen verbunden. Eine nächtliche Heile-Welt-Option wäre ein Traum: Hallo, Marktücke!

In Korea findet man auch 24 Stunden lang kleine Supermärkte, in denen es immer heißes Wasser für Fertignudelsuppen oder Instantkaffee gibt. Ich weiß, Instantprodukte werden hierzulande als barbarisch angesehen, und Plastikmüll finden wir auch unter aller Sau. Aber der sehr erschwingliche koreanische Instantkaffee beschert vielen Menschen Glück. Aus Automaten kostet er oft weniger als 50 Cent. Die Kaffeekultur ist in Korea so progressiv wie hier, aber das Schöne ist, dass der gute alte Instantkaffee dort trotzdem gesellschaftlich akzeptiert und gerade für mittellose Menschen zugänglich ist.

Das war bei seiner Einführung in den Siebzigerjahren die Idee: günstigen Kaffee für alle anzubieten. Abgesehen vom Plastikmüll und klimaschädlichen Aspekten der Instantkultur finde ich, können wir uns wie die Koreaner auch mal unverkopften Convenient-Genuss gönnen. „Das Gefühl, so ein kleines Tütchen zu schütteln, es aufzubrechen und das Pulver in einen Becher zu geben, fühlt sich an wie eine Wundertüte“, schwärmt meine Schwester Katti, sie ist ein Gönnyamin Blümchen vom Feinsten. Ein Freund von mir hat mal bei der koreanischen Firma LG gearbeitet, in der Nähe von Frankfurt. Auch er ist hellauf begeistert von dem Instantkaffee, den er für mich immer aus der LG-Büroküche geschmuggelt hat. „Ich feiere diese wunderbare Art der Koreaner, Instantprodukte auf High-End-Level zu bringen und in so vielen Varianten anzubieten“, sagt er. „Mittlerweile gibt es vom Instantkaffee Espresso, Latte Macchiato und eine Eiskaffee-Edition! Den haben wir im Büro im Sommer immer mit Eis getrunken.“ Dazu muss man sagen, dass er sonst ein echter Gourmet ist.

Aber bei koreanischem Instantkaffee gelten eben andere Gesetze, man kann ihn nur ins Herz schließen. Erst gestern habe ich mir eine Packung zu Hause gemacht, nach langer Corona-Quarantäne hatte ich einfach Lust auf ein bisschen Geborgenheit. Er hat mich an das gemütliche Frühstück bei meiner Halmoni erinnert. Irgendwann war Halmoni zu schwach, um alleine zu wohnen. Sie kam in ein Krankenhaus, ich erinnere mich an lange Autofahrten zu ihr mit meinem Bruder Ugi. Zerknauscht dort angekommen, war unsere erste Amtshandlung immer: erst mal ein kleiner Instantkaffee. Oft stumm standen wir da, im kargen Krankenhausraum, und nippten apathisch an der süßen Bombe. Mit geschlossenen Augen konnten wir uns so zurück in Halmonis Wuselküche beamen. *Ubin Eoh*

## UHREN

## Wer hat's erfunden? Kein Schweizer!

► Spätestens wenn ein Spezialprodukt Teil des allgemeinen Sprachgebrauchs geworden ist, muss es angekommen sein als Marke: „Google das doch mal schnell!“ Da weiß jeder, was zu tun ist. Oder: Generation Golf. Schon klar, wer gemeint ist. Oder auch: So pünktlich wie ein Schweizer Uhrwerk. Damit ist alles gesagt. Schweizer Werke aber ticken schon länger nicht mehr in den Uhren von Nomos aus Glashütte. Seit 2005 baut die sächsische Uhrenmanufaktur eigene Werke, seit 2015 ist das Unternehmen vollends unabhängig von Schweizer Kompetenz. Pünktlich sind die Werke auch so, „Made in Glashütte“.

Jetzt ist dieser Hinweis noch wertvoller: Die Glashütter Uhrentradition reicht zurück bis ins Jahr 1845. Seit dem Jahr 2022 ist die Herkunftskennzeichnung aber auch gesetzlich geschützt. Im Februar passierte die sogenannte Glashütteverordnung den Bundesrat. Ein Spezialschutz für eine geographische Herkunftsangabe, so etwas war zuvor einmalig: Die „Solingenverordnung“ würdigt Messer aus der Schneidwarenstadt im Bergischen Land. Alles andere ist allenfalls Made in Germany. Nun also die Lex Glashütte. Mit dem Schutz sind, anders als bei Made in Germany, auch die Bedingungen geklärt: Montage, Ingangsetzen des Uhrwerks, Feinregulierung, Montage des Zifferblatts, Setzen der Zeiger und Einschalten des Uhrwerks müssen in Glashütte erfolgen, damit eine Uhr auch wirklich aus Glashütte kommen darf. Für die Markenbildung fehlt jetzt nur noch die Redewendung. (*juwi*)



„Made in Glashütte“: Tangente von Nomos in der Neomatik-Version



## GESCHÄFTE

## Bis hierher und nicht weiter

► Unser Bild zeigt den schönsten Raum der neuen Chopard-Boutique in Düsseldorf. Das ist deshalb bemerkenswert, weil der ehemalige Mieter, Tod's, in dem Zimmer sein Lager eingerichtet hatte. Caroline Scheufele, die Chopard mit ihrem Bruder führt, war damals aus Genf gekommen, um sich als Mystery-Shopperin einen Eindruck von den Räumen zu verschaffen, und kaufte

dann ein Paar Schuhe. Jetzt sind die Renovierungsarbeiten abgeschlossen, Chopard, seit 1963 im Besitz der Scheufeles, ist von Köln nach Düsseldorf umgezogen und bietet im schönsten Zimmer Haute Joaillerie an – als läge vor den Fenstern nicht der Corneliusplatz, sondern die Place Vendôme. Die Lage ist auch in deutschen Städten für Luxusmarken zunehmend wichtig, trotz oder gerade wegen des Onlinegeschäfts. Die Tendenz geht zurück zum Zentrum, wobei mit Zentrum ein Mikro-Kern von wenigen Häuserblocks gemeint ist. Noch vor gut acht Jahren sah es anders aus: Die Marken suchten verzweifelt nach Flächen und ließen sich zum Beispiel in Frankfurt auf Seitengassen der Goethestraße ein. Jetzt sortieren die Häuser den Kern vieler Einkaufsstraßen neu. In New York gehe gerade alles von der Madison auf die Fifth Avenue, sagt Caroline Scheufele. (Chopard natürlich auch.) In London unterschieden sich Old und New Bond Street schon voneinander. Und in Düsseldorf? Nur drei Straßen weiter ist auch an der Königsallee Schluss mit Luxus. (*juwi*)

Foto: Ubin Eoh, Hersteller ©



**HOFACKER**  
www.goldschmiede-hofacker.de/bhs



Es ist vermutlich nicht das erste Interview, das Sarah Connor am Schlachtensee gibt. 2015 war hier noch ein Reporter vom „Stern“ mit ihr verabredet, der aber dann doch zu ihr nach Hause durfte: Unwetter. So viel Wetterglück hat die F.A.Z. heute nicht, der Himmel ist von leuchtendem Blau, der See schimmert verheißungsvoll, und die Bäume in ihrem prächtigen Herbstgewand verhöhnend die Reporterinnenträume von gemütlichen Treffen in Promi-Villen. Das Wetter ist also bombastisch, und Sarah Connor läßt nicht zu sich nach Hause ein. Sie sitzt zurückgelehnt, in einem knallroten flauschigen Pullover und mit einer Zigarette in der Hand, auf der Terrasse der Fischerhütte, und unterhält sich so intensiv mit einem Journalisten, dass man nicht dazwischenplatzen mag. Schaut auf, grüßt kurz, lächelt. Ein paar Minuten später dreht sie sich um, jetzt ist die F.A.Z. dran. „Cool, dass du das bist! Ich hatte gehofft, dass noch eine Frau kommt!“

Ursprünglich gab es mal den Plan, einen Herbstspaziergang zu machen, vielleicht die Beobachter von Management und Plattenfirma hinter sich zu lassen, unter vier Augen zu sprechen. Doch der Kaffee schmeckt gerade so gut, und Sarah Connor findet es zum Reden spannender, noch ein bisschen sitzen zu bleiben. Sie muss noch daran denken, was sie gerade mit dem anderen Journalisten besprochen hat: Es ging darum, ob sie sich noch mal so leichtfertig trennen würde, erzählt sie. Scheidung mit 28, ist das leichtfertig? „Nicht ganz, eine Trennung mit Kindern ist nie leichtfertig. Ich habe sehr jung meine ersten beiden Kinder bekommen.“ In ihren Zwanzigern hatte sie darum öfter das Gefühl, etwas zu verpassen. Ihre Freundinnen studierten, zogen in WGs in anderen Städten. „Und ich hatte mit 25 zwei Kinder. Die schnellst du dir um, und das geht auch schon. Ich hatte sehr früh viel Verantwortung.“ Aber jede Nacht ausgehen, das ging nicht. Wieso hat sie sich dann getrennt von Marc Terenzi, mit dem sie sogar eine Reality-Serie gemacht hatte, in der sie heirateten? „Ich war viel zu jung für so ein ernstes Leben, mit einem Partner, mit dem ich nicht glücklich war.“ Sie ging, sie war ja finanziell unabhängig. „Ich möchte, dass meine Töchter lernen, dass Frauen nicht gezwungen sind, in unglücklichen Beziehungen und traditionellen Rollen zu verharren, wenn sie sich selbst versorgen können.“ Das fasst Sarah Connors Art gut zusammen: In einem Nebensatz lässt die Zweundvierzigjährige mal eben eine scharfsinnige gesellschaftspolitische Beobachtung fallen. Um im nächsten Moment schon wieder schallend zu lachen, weil sie gefragt wird: „Sollen wir erst mal über die Musik reden?“ – „Gute Idee!“

Ihr nikolauroter Pullover passt zu ihrem neuen Album: einem Weihnachtsalbum, „Not So Silent Night“. Es sind poppige Songs geworden, englischsprachig, fröhlich. „Wenn ich an Weihnachten denke, kommt mir nicht als erstes ‚Ave Maria‘ oder ‚Stille Nacht‘ in den Sinn.“ In einem Jahr der Krisen sehnte sie sich nach Leichtigkeit, Wärme, Spaß. Mit einigen Freunden, Songwritern, Produzenten, unter ihnen Nico Santos, flog Sarah Connor nach Santorini, dort schrieben und produzierten sie die 13 Songs fürs Album: „Rauchen, trinken, ein kleines bisschen maßlos sein und danach wieder ins Studio, manchmal um drei Uhr morgens und noch mal weitermachen.“

So arbeitet heute eine, die seit 20 Jahren im Business ist, Höhen und Tiefen erlebt hat: packt sich ein paar Freunde ein und schreibt mit ihnen ihre Lieder selbst. Besonders stolz ist sie auf den Song „Quiet White“. „Der kam im Studio einfach so zu mir. Es geht um das Wunder des ersten Schneefalls.“ Selbst als Erwachsene läuft sie noch raus beim ersten Schnee des Jahres. „Schnee ist so unverfügbar. Und wenn er dann da ist, ist alles weich und still und ebenmäßig.“

SARAH

VOLLSTABIL

CONNOR

Vom Popstar der Nullerjahre zur Singer-Songwriterin mit wichtigen Botschaften: Sarah Connor hat in ihrer zwanzigjährigen Karriere Haltung bewiesen.

Von Johanna Dürrholz  
Foto Daniel Pilar

Sarah Connor also. Im Munzinger-Archiv wird sie so beschrieben: „Als Sarah Connor 2001 im Musikgeschäft auftauchte, fiel sie nicht nur mit ihrer souligen Stimme auf. Die große Öffentlichkeit nahm vor allem ihr provokatives Auftreten oder ihre skandalträchtige Kleidung zur Kenntnis. Viele Kritiker sahen in ihr ein One-Hit-Wunder. Einige Jahre später war sie jedoch eine der bekanntesten deutschen Sängerinnen geworden.“ Sarah Connor kichert: „Herrlich“ sagt sie zur „skandalträchtigen“ Kleidung. Heute kann sie darüber lachen, doch in den frühen Nullerjahren wurden Künstlerinnen gern auf solche Schlagworte reduziert: jung, blond, irgendwas mit Outfit. „Zum Glück hat sich das verändert. Bei mir allein schon, weil ich nicht mehr Anfang 20 bin. Da gehörte es dazu, mit Kleidung zu experimentieren.“ Als sie anfing und neben der Musik oft mit Skandalen oder Outfits in der Klatschpresse landete, fand sie es „schrecklich“. Ein bisschen trotzig war sie aber auch. „Das lag nicht daran, dass ich provozieren wollte, sondern das war auch mein Geschmack. Ich kam aus der Kleinstadt, da hatte ich ungefähr drei Läden zur Verfügung.“ Heute sehen die Popstars alle wieder aus wie Sarah Connor damals, denkt sie manchmal. „Die haben wieder die gleichen Klamotten an!“

Die ersten zehn Jahre ihres Lebens verbrachte Sarah Lewe in Hamburg, dann zog ihre Familie nach Delmenhorst, dort wuchs sie mit fünf Geschwistern auf. Ihr Vater war Werbetexter, die Mutter ehemaliges Model. Ihre Schwester Anna-Maria Ferchichi ist heute als Frau des Rappers Bushido bekannt. Außerdem hat sie zwei Halbbrüder. Mit 16 zog sie von zu Hause aus. Der Freund ihrer Tante war ihr erster Manager. Sie machten Bilder, nahmen Demos auf Kassetten auf, er verschickte alles an Plattenfirmen. „Ich hab mir nicht viel dabei gedacht.“ Sie wurde zu Gesprächen eingeladen. „Da war es dann schnell so: ‚Du bist groß und blond. Steh doch mal auf, zeig dich mal! Wir würden mit dir gern Dance machen, und du singst dann auf Deutsch.‘ Ich war aber durch meinen Vater mit Platten von Marvin Gaye, Billie Holiday und Jackie Wilson geprägt und wollte Soul und R'n'B machen – und auf Englisch singen!“ Mehr wusste sie selbst noch nicht, sie jobbte daheim als Kellnerin. „Ich wusste, ich kann singen, ich kann arbeiten, und ich bin nicht blöd.“ Sie bekam Angebote, und Pauschalverträge über 10.000 Mark waren nicht leicht auszuschlagen, wenn sie sich kaum die Fahrt hatte leisten können. „Aber ich hatte kein gutes Gefühl.“ Am Ende durfte sie sich bei ihrem ersten Label ausprobieren, nahm Songs auf. Ihr erster Auftritt war dann bei „The Dome“. „Let's Get Back To Bed – Boy!“ hieß ihr erster Song, „French Kissing“ ihr zweiter, gleichzeitig kam der erste Erfolg, und als dann „From Sarah With Love“ herauskam (eine Ballade! von einer Deutschen! die auch noch singen konnte!), wurde sie richtig bekannt: Platz eins in den Single-Charts, ihr kurz darauf erscheinendes Album „Green Eyed Soul“ erreichte Goldstatus. Sie war eine Zeitlang glücklich, aber sie war nicht gern allein. Weihnachten verbrachte sie ohne ihre Familie, sie wachte in immer neuen Städten und Ländern auf. „Ich habe irre Erfahrungen gemacht und irre Orte gesehen. Doch ich hatte auch schnell genug davon.“

Mit 25 Jahren, nach der Geburt ihres ersten Sohnes und schwanger mit ihrer Tochter, begann sie eine Therapie: Burnout, Depressionen. Davor, als es gerade losging mit ihrer Karriere, ging sie einfach in einen Laden in Berlin, in dessen Schaufenster Lederklamotten hingen. Das fand sie cool. Am Abend sollte sie in der Musikshow „The Dome“ auftreten, und sie hatte noch nichts anzuziehen. „Ich war meine eigene Stylistin.“ Sie landete in einem Fetischladen, suchte sich



Mit eigener Kraft: Sarah Connor, hier im November in Bremen vor einem Fernsehauftritt, vertraut auf sich selbst.

ein Outfit aus. Als sich an der Kasse ein Mann in Lederhosen umdrehte, in denen der Hintern ausgeschnitten war, verstand sie erst richtig, wo sie war. Heute schickt ihre Tochter, 16, ihr manchmal Bilder von alten Outfits, aus der „Bravo“ von 2003 oder so. „Mama, wie cool sahst du aus!“ – „Und ich denk mir: Um Gottes Willen!“

Sie trat bei „Wetten, dass...?“ auf, im Januar 2002 vielleicht die größte Plattform, die sie sich wünschen konnte. Sie sang ihren Hit „From Sarah With Love“, mit dem eigentlich alle verstanden hatten, dass sie was konnte, nämlich ziemlich gut singen. Sie sang live, legte einen soliden Auftritt hin. Und: Sie trug ein Kleid, das unterm Busen ausgeschnitten war, außerdem zu großen Teilen transparent. Thomas Gottschalk wurde seinem Ruf gerecht und machte mehr Aufhebens um das Kleid, um den Ausschnitt, um die Schleppe, als um Connors Stimme, die es in Deutschland so nicht noch mal gab. Man kann sich den Auftritt heute noch anschauen, wie Sarah Connor ein wenig verunsichert ist, wie sie aber auch mit diesem naiven Stolz der Jugend selbstbewusst ist – und eben gerade mal 21. Wie Gottschalk ruft, „Glückliches Delmenhorst“, weil sie da ja herkommt, und wie zwischendurch ihre kleine Schwester Lulu eingelenkt wird, die mit zehn Jahren bestimmt noch zu jung ist für das plätschernde Gottschalkgequatsche, das Frauen vor allem mit Körpern assoziierte. Doch so war die Welt damals. Im ZDF hagelte es empörte Anrufe, weil Connor angeblich keinen Slip getragen hatte, ihr Management ließ verlauten, Sarah habe nie provozieren wollen, und die „Bild“-Zeitung kriegte sich über Tage hinweg nicht mehr ein. Es war Sarah Connors Kleid, das Schlagzeilen machte, nicht ihr Talent. Auch das gehört zur Erzählung vom Aufstieg und Umgang mit weiblichen Popstars.

Als sie anfang, sei ihre Karriere „nur von Männern“ gesteuert worden, sagt sie. „Auch das Marketing wurde von Männern gemacht. In der ersten Pressemitteilung hieß es über mich, ich vereine S-S-S: Soul, Sex und Sinnlichkeit. Das stand dann in jedem zweiten Artikel über mich. Das wäre doch heute ein Unding.“ Damals war ihr das nicht bewusst. „Ich war Anfang 20, dachte mir: So läuft es eben. Entweder schmeiße ich hin, oder ich wachse in diese Rolle hinein. Abgestimmt hat das niemand mit mir.“ Fremdbestimmt fühlte sie sich zwar nie. Aber: „Es gab immer Menschen in meinem Umfeld, die dafür gesorgt haben, dass ich in der Spur blieb, großen Erfolg hatte. Die gute Instinkte hatten, sich in der Branche auskannten. Die aber nicht unbedingt mein Bestes im Blick hatten.“

Sarah Connor blieb erfolgreich. Sie lernte Marc Terenzi kennen, Sänger der damals populären Boyband Natural, die beiden wurden ein Paar, sangen zusammen den Nummer-eins-Hit „Just One Last Dance“, bekamen ein Kind und heirateten schließlich in der Pro-Sieben-Show „Sarah & Marc in Love“ in Spanien am Strand. Sie funktionierten. Doch ihr wurde es irgendwann zu viel: „Die Maschine, in der ich war, in der öffentlichen Ehe, das alles hat mich kaputtgemacht. Ich habe Geister gerufen, die ich nicht mehr losgeworden bin. Keiner hat mehr über meine Musik gesprochen. Und ich habe das eigentlich verachtet.“

Irgendwann gab es dann den Bruch. „Meine Tochter wurde herzkrank geboren, meine Ehe stand vor dem Aus. Mit einem Schlag war der Ernst des Lebens da.“ Sie wusste nicht mehr, wer oder was sie sein wollte, hatte das Gefühl, irgendwo reingeraten zu sein, jemanden darzustellen, dem sie gar nicht entsprach. „Ich wollte unbedingt aus der Öffentlichkeit weg.“ Sie trennte sich von ihrer Plattenfirma und machte fünf Jahre keine Musik mehr. „Für mich war erst mal das Wichtigste, dass meine Tochter gesund wird.“ Dann fragte sie sich: Was sollte sie den Kindern mal sagen, was sie beruflich macht? „Mama ist Popstar? Ich zieh mich sexy an und singe Songs, die nicht von mir sind? Das ist doch Quatsch.“

Nachdem sie fast eine Stunde geredet hat, ist nun doch die Zeit für einen Spaziergang gekommen. „Ihr könnt hierbleiben“, sagt sie zur Entourage. „Das ist meine Laufstrecke“, sagt sie und geht vor, unter den Bäumen, immer am Wasser entlang. Als sie vorher da saß, mit der Zigarette in der Hand, zurückgelehnt, in dem flauschigen weiten weihnachtsmannroten Pulli, wirkte sie eher wie eine Diva, ein Popstar eben, freundlich, souverän – aber auch mondän. Jetzt, wenn sie durch den Wald geht und ganz ungezwungen quatscht, ist sie wie eine Freundin. Sie wirkt viel jünger, weil sie so schlank ist in ihrer engen dunklen Jeans, weil sie mit ihrer Zigarette in der Hand herumwedelt und redet und lacht und spaziert und nachdenkt, und weil ihre Augen im Waldlicht so leuchten.

2010. Sie kam also runter. Wollte was lernen. Las jede Menge Bücher, setzte sich in Berlin in Philosophie-Vorlesungen – einschreiben konnte sie sich ohne Abitur nicht. „Ich habe es genossen, mich zurückzuziehen.“ Sie gab Konzerte in China, in Sibirien – „überall, wo man mich noch hören wollte“ –, um Geld zu verdienen, ohne Vertrag, ohne großartige Verpflichtungen. Ihre Kinder kamen in die Schule, sie lernte ihren heutigen Mann kennen, obwohl sie nie gedacht hätte, noch mal jemanden so in ihr Leben zu lassen. Sie wollte ein normales Leben, herausfinden, wer sie war, „wenn keiner guckt“. Sie saß drei Jahre in der Jury der Castingshow „X-Factor“: „Es wäre unvernünftig gewesen, das nicht zu tun. Ich hatte ja eine Familie zu ernähren.“

Doch immer wieder merkte sie: Sie wollte das nicht mehr. „Ich habe mir gewünscht, dass man mich ganz vergisst.“ Wenn sie für sich zu Hause Songs schrieb, hatte ihr Album einen Arbeitstitel: „Sarah Connor must die“. Durch all die Öffentlichkeit, die Bespielung ihrer selbst fühlte sie



Stationen einer Musikkarriere: Sarah Connor im Januar 2002 bei „Wetten, dass...?“, im August 2001 bei der Chartshow „The Dome“ in Oberhausen und im August 2008 mit ihrem damaligen Ehemann Marc Terenzi im Serengeti-Park in Hodenhagen



sich verstanden. Je mehr man von ihr sah, desto weniger fühlte sie sich gesehen. „Da gab es eine Zeit, in der ich anfing, Menschen zu verachten. Dabei liebe ich Menschen.“

Sie war eine ganze Weile zu Hause gewesen, hatte noch zwei Kinder bekommen. Da kam wieder ein Angebot, 2014: eine neue Fernsehshow, „Sing meinen Song“. Sie mussten Sarah Connor überreden. Kurz vor dem Abflug bekam sie eine Panikattacke, wollte absagen. Doch die Sendung entpuppte sich als Glücksgriff: Zum ersten Mal sang sie auf Deutsch, was sie als Halbamerikanerin und Soulsängerin nie gewollt hatte. „Keiner(r) ist wie du“, sang sie, von Gregor Meyle. „Dieses Lied hat mir den emotionalen Zugang zu deutschsprachiger Musik geöffnet.“

Sie wagte es. 2015 erschien ihr Album, und es hieß nicht „Sarah Connor must die“. Der Titel war aber ebenso clever und gut gewählt, bedeutete einen Neuanfang:

„Muttersprache“. Nicht nur, weil sie Deutsch sang, sondern vor allem, weil sie als Mutter sang. Während der Aufnahmen lag ihre Tochter immer wieder im Krankenhaus. „Wir waren auf der Ziellinie, ich musste das Album abgeben. Und fuhr zwischen Krankenhaus und Studio hin und her, es war eine sehr schwere Zeit. Die Gleichzeitigkeit der Dinge war kaum auszuhalten.“ Das Album wurde ihr Comeback, der Song „Wie schön du bist“ ein Riesenerfolg. Plötzlich war sie kein sexy Popstar mehr, sondern eine Künstlerin, die ihre Songs selbst schrieb, die von Krieg und Frieden, Liebe und Elternschaft sang, die ernst genommen wurde. Sie hatte sich als Künstlerin gefunden, ausgerechnet in der Sprache, in der sie nie singen wollte.

Als sie 2019 den Song „Vincent“ veröffentlichte, gab es noch mehr Aufregung. „Vincent kriegt kein'n hoch, wenn er an Mädchen denkt“, lautet die erste Zeile des Songs, der nicht nur zur LGBTQ-Hymne wurde, sondern auch von vielen öffentlich-rechtlichen Sendern nicht mehr gespielt wurde. Tatsächlich schrieb sie den Song, als eine Freundin ihr vom Coming-out ihres Sohns erzählt hatte. Als sie ihrem eigenen Sohn davon erzählte, sagte der nur: „Cool!“ So einfach konnte es sein.

Die Geschichte von Vincent steht noch für eine andere Entwicklung: Sarah Connor war plötzlich wirklich cool. Viele hatten sie als Popsternchen der frühen Nullerjahre betrachtet, von Plattenfirmen angezündet und ebenso schnell wieder erloschen. Doch immer mehr Menschen wurde klar: Sarah Connor hat eine Haltung. 2015 nahm sie eine geflüchtete syrische Familie bei sich auf, eine Mutter mit fünf Kindern, die knapp ein Jahr bei ihnen lebten. „Ich will das nicht beschönigen: Sie haben unsere Sprache nicht gesprochen, sie waren schwer traumatisiert, gezeichnet vom Krieg. Da gab es viele kulturelle Unterschiede.“ Die Nachrichten gucke sie seither anders, sagt sie. „Es gab auch kein Happy End. Es geht ja weiter.“ Termine auf dem Amt, Deutschkurse, Kita finden. Sporadischen Kontakt haben sie immer noch. „Es gab viele herzervärmende, wunderschöne Momente. Aber auch viele Sorgen.“

Nun lebt eine ukrainische Familie bei Sarah Connor. Im März fuhr sie mit ihren Kindern an den Berliner Hauptbahnhof, zog sich die Helfersweste an und ließ sich einweisen. Sie lernte eine ukrainische Mutter kennen, mit zwei Söhnen. „Es ist unsere Pflicht, mit anzupacken und zu helfen, wenn wir können.“ Als sie im März beim Konzert „Sound of Peace“ auftrat, trug sie ein Shirt mit der schlichten Aufschrift „No War“. Selbst überkritische Twitter-Nutzer bezeichneten Sarah Connor plötzlich als „stabil“. Anders als andere deutsche Künstlerinnen wie etwa Helene Fischer hat Connor sich immer wieder politisch geäußert. „Ich hasse Ungerechtigkeiten. Und ich hab 'ne Bühne. Und die Verantwortung, als Künstlerin und als Mutter, Botschaften zu senden.“

Manchmal platzt es auch aus ihr heraus. „Wenn ich mich zum Beispiel für die Rechte Homosexueller oder gegen die Querdenker positioniere. Da bekomme ich Gegenwind in Form von Hasskommentaren.“ Sie singt von AfD-Idioten, von Spaltung – und von Liebe als Ausweg. Sie will konstruktiv sein, Gedankenanstöße geben. „Es gibt immer wieder Leute, die sagen: Ich fand dich immer toll, aber jetzt, wo du pro Impfen oder gegen die AfD bist, hör ich deine Musik nicht mehr – damit muss ich leben.“

Nach einer halben Stunde Streifzug durch den Wald dreht sie um – da warten ja noch Leute an der Fischerhütte auf sie. In der nächsten Zeit erwarten sie noch mehr Termine, Presse, Promo, Proben für ihre Weihnachtskonzerte. So ist es immer, wenn ein neues Album herauskommt, und jedes Mal ist sie vorher nervös. Zwischen zwei Alben will sie „so unberühmt wie möglich“ sein. Jedes Mal, wenn sie sich wieder hinausbegibt, allein ans Mikro, fällt es ihr erst schwer. „Ich liebe die Bühne, aber ich brauche hinterher auch immer wieder den Rückzug.“ Doch das Weihnachtsalbum macht sie auch glücklich, da sind so viele Songs drauf, die sie richtig schön schmetterten kann. „Weihnachtskonzerte sind toll.“

Das Fest wird sie, wie jedes Jahr, mit ihrer Familie feiern, sie freut sich drauf, dass auch die Ukrainer in diesem Jahr mitfeiern. Sie ist es gewohnt, mit vielen Leuten zusammen zu sein, sie hat fünf Geschwister und zwei Halbgeschwister. Zu ihnen kommt immer ein Weihnachtsmann, „dann muss jedes Familienmitglied etwas vormachen“, sie werden gerügt und gelobt, singen Weihnachtslieder, im Nebenzimmer steht der Baum mit den Geschenken. Wenn sie gegessen haben, alles gelungen ist, die Geschenke ausgepackt wurden, alle zufrieden und beschäftigt sind – „dann kann ich mich entspannen.“

PHOTOS: GÖTTI ACTION PRESS, BILD

MR MARVIS  
AMSTERDAM



MR MARVIS

## BEREIT FÜR KÄLTERE TAGE

Die Tage werden kürzer, die Temperatur fällt. Zeit für unsere herbsttauglichen MR MARVIS Hosen – darunter die dehnbaren Easies, die vielseitigen Coolerdays, die gerippten Cords und die raffinierten Flannels. Von lässig bis elegant: Wähle das Modell, das zu Deinem Stil passt, und mach Dich mit MR MARVIS bereit für kältere Tage.



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)

# Alles im All

Von Sibylle Anderl

Das James-Webb-Teleskop sendet seit einigen Monaten phantastische Bilder zur Erde. Unser Kosmos ist noch viel schöner, als wir es vermutet hatten.

Zarte Staubringe, die einen alten Stern wie ein Tüllrock umgeben. Farbenfrohe Gaswolken voller Filamente und Strukturen, durch die unzählige Sterne hindurchscheinen. Galaxien, die miteinander einen gewaltigen Tanz der Schwerkraft vollziehen, bevor sie dereinst verschmolzen sein werden. Unser Kosmos ist noch viel schöner und geheimnisvoller, als wir es vermuteten.

Zu diesem Schluss muss man kommen, wenn man die Bilder des James-Webb-Weltraumteleskops (JWST) bewundert, die uns seit diesem Sommer erreichen. Die Begeisterung über die immer neu zu entdeckenden kosmischen Details mischt sich dabei mit Erstaunen über die technologische Leistung, die diesen Bildern zugrunde liegt. Denn das JWST ist eine in ihrer Komplexität

einmalige Mission. Für den Transport ins All mit einer relativ schlanken Ariane-5-Rakete musste es im Origami-Stil zusammengefaltet werden. Und da es, anders als etwa das im Erdorbit kreisende Hubble-Weltraumteleskop, rund 1,5 Millionen Kilometer von der Erde entfernt stationiert ist, waren keine Hardware-Korrekturen möglich: Alles musste auf Anhieb funktionieren.

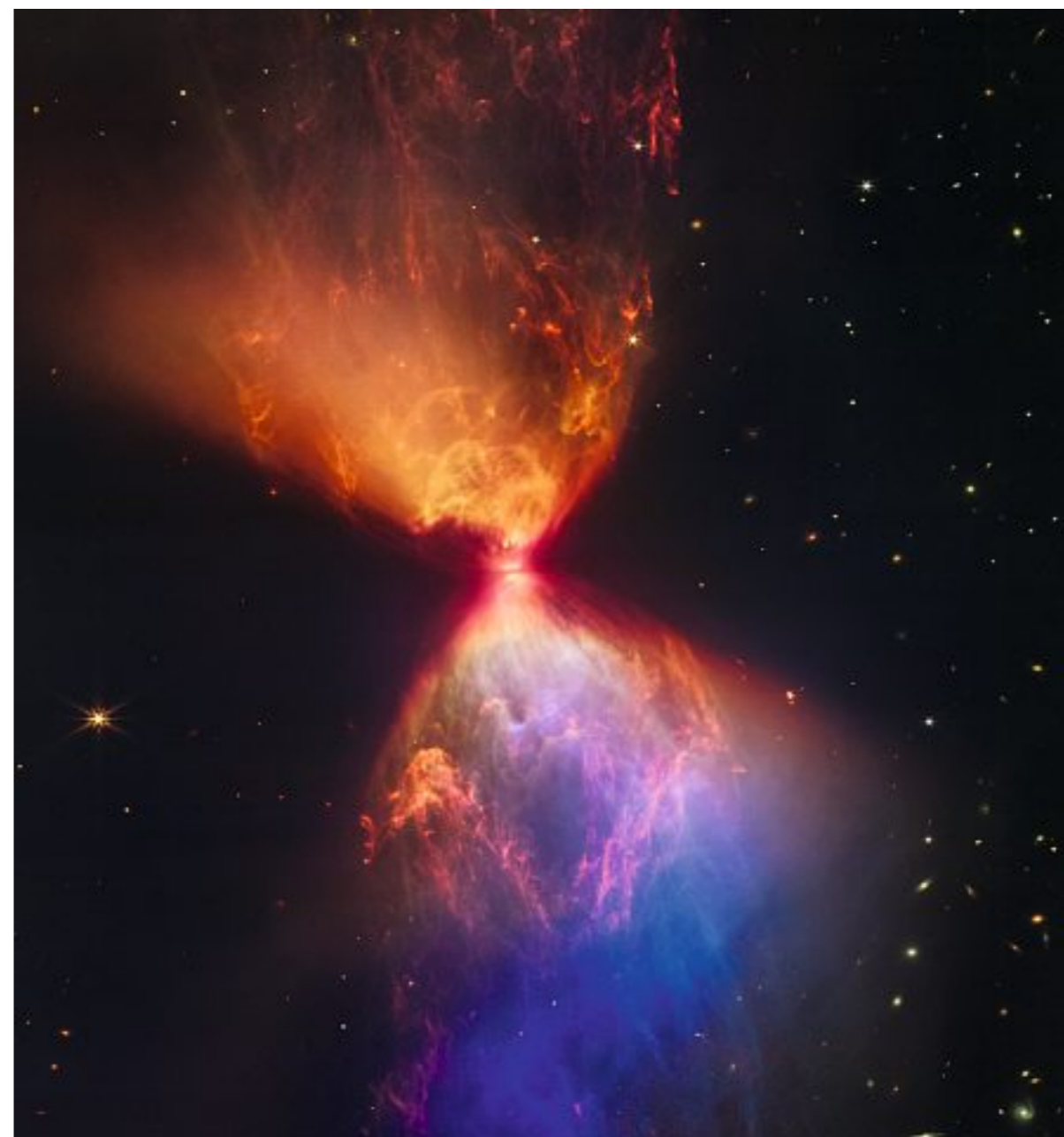
Die Anspannung vor dem Start am ersten Weihnachtstag 2021 war gewaltig. Umso größer die Erleichterung, als die amerikanische Raumfahrtbehörde NASA am 5. Januar 2022 meldete: Es hat geklappt! Der aus fünf separaten Folien bestehende tennisplatzgroße Sonnenschirm des Weltraumteleskops war erfolgreich auseinandergefaltet worden. Drei Tage später kam die nächs-

te Erfolgsmeldung: Auch beim 6,5 Meter großen Primärspiegel hatte das Aufklappen funktioniert.

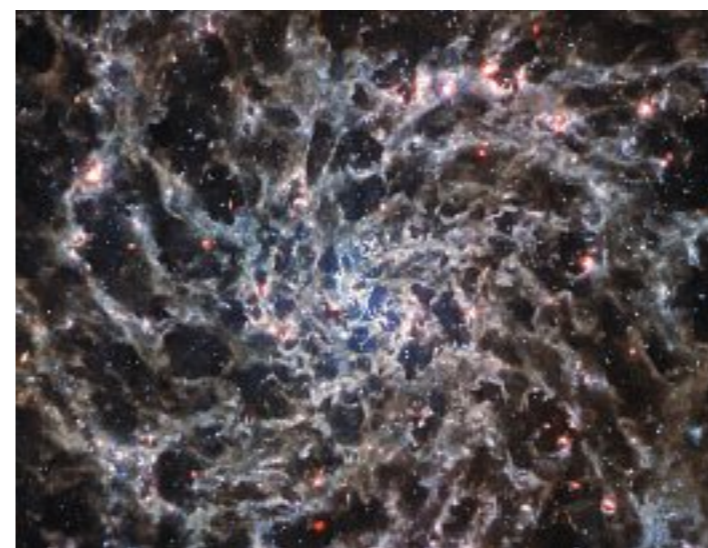
Da begannen auch die letzten Skeptiker daran zu glauben, dass dieses zehn Milliarden Dollar teure Teleskop, das vor dem Start von immer neuen Unglücken heimgesucht wurde, doch noch eine Erfolgsgeschichte werden könnte. Heute zweifelt daran niemand mehr. Denn die Bilder, die das mit vier Instrumenten vorwiegend im infraroten Bereich des Spektrums arbeitende Weltraumteleskop produziert, zeigen unseren Kosmos in einer Tiefe und Detailschärfe, die selbst die Optimisten unter den Anhängern des Projekts kaum für möglich gehalten hatten.

Die ersten Pläne für das neue Megaprojekt der NASA, an dem heute auch die europäische

Weltraumorganisation ESA sowie die kanadische Weltraumbehörde CSA beteiligt sind, waren schon zur Jahrtausendwende präsentiert worden. Damals war gerade das Hubble-Weltraumteleskop gestartet, und es war klar, dass das für einige wissenschaftliche Fragen nicht ausreichen würde. Insbesondere bei der Beobachtung der ersten Generation von Sternen und Galaxien im Kosmos stieß Hubble an seine Grenzen. JWST sollte diese Lücke füllen. Es folgten für das Projekt Jahre der Kostenexplosion mit immer neuen Verzögerungen. Gleichzeitig wurde aber auch die wissenschaftliche Aufgabenstellung für die Mission immer breiter: Zu den frühen Sternen und Galaxien gesellten sich als angestrebte Beobachtungsobjekte insbesondere die Atmo-



2



3

1\_Der rund 160.000 Lichtjahre entfernte Tarantelnebel in der Großen Magellanschen Wolke beherbergt viele junge massereiche Sterne.

2\_Der Protostern L1527 entsteht gerade erst aus seiner kollabierenden Heimatwolke. Nicht alle Materie landet auf dem Stern – ein Teil wird in zwei Masseausflüssen wieder nach außen geschleudert.

3\_Etwas gruselig erscheint die 29 Millionen Lichtjahre entfernte Spiralgalaxie IC 5332 mit ihrem komplexen Netz aus Gasstrukturen.

4\_Sterben in Schönheit: Ein alternder Stern stößt Schichten aus Gas und Staub ab und hat so den Südlichen Ringnebel geschaffen.

5\_Die turbulente Atmosphäre des Jupiter ist voll feinsten Details – und es gibt Polarlichter an den Polen des Gasplaneten.

# MYSTÈRE

DAS GEHEIMNIS ZEITLOSER ANMUT



# HOFACKER

[www.goldschmiede-hofacker.de/mystere](http://www.goldschmiede-hofacker.de/mystere)



// Sind von den fernen Planeten womöglich einige so beschaffen, dass sie die Entstehung von Leben begünstigen könnten? //







Die „Säulen der Schöpfung“ im 6500 Lichtjahre entfernten Adlernebel erscheinen bei den vom James-Webb-Teleskop aufgenommenen Wellenlängen im Vergleich zu früheren Aufnahmen durchscheinend fragil. Hier entstehen viele junge Sterne, die Gas und Staub in ihrer Umgebung anstrahlen und aufwirbeln.

# Es war einmal in AMERIKA

Eine wirklich wahre  
Weihnachtsgeschichte

Von Pit Knorr

Illustration Chlodwig Poth

Das „Santa Claus Wonderland“ befand sich im dritten Stock des Kaufhauses Stern Brothers in New York. Es war Teil der riesigen Spielwarenabteilung des siebenstöckigen Department Stores in der 42. Straße in Manhattan und galt als die berühmteste Attraktion aller New Yorker Kaufhäuser in der Vorweihnachtszeit des Jahres 1967. Die Dekorationen, der überwältigende Lichterglanz und die Verlockungen dieses Weihnachtswunderlandes zogen bereits seit Anfang November die Käufermassen an. In regelmäßigen Abständen ertönte auf allen Etagen die Lautsprecherstimme: „The toy department proudly presents: Santa Claus Wonderland! Unser Weihnachtswunderland ist ein absolutes Muss für Sie und Ihre Kinder! Das schönste Weihnachtskarussell der Welt und zahllose Überraschungen erwarten Sie! Der absolute Höhepunkt for all our customers: Santa Claus persönlich wird anwesend sein und jedes Kind einzeln begrüßen!“ Das klappte wie geplant. Die Kinder wollten und die Eltern mussten sich mit ihnen durch die gesamte Spielwarenabteilung kämpfen, bis sie schließlich in dem Teil landeten, den man ihnen als Wunderland versprochen hatte. Und tatsächlich saß da Santa Claus auf einer Art Thron, in rotem Mantel mit weißem Bart und roter Weihnachtsmannmütze. In langer Schlange vor ihm, ordentlich angestanden und schrecklich aufgeregt Kinder, die langsam vorrückend darauf warteten, von ihm auf den Schoß genommen zu werden. Wenn er dabei mit dem Fuß eine Polaroid-Kamera ausgelöst hatte, wurden sie zurück zu ihren enthusiastischen Eltern geschickt. Das sich selbst entwickelnde Foto schließlich konnte in der Spielzeugabteilung erworben werden. Ja, ein schönes altes Karussell gab es auch. Fabelhaft bunt mit kleinen Bildchen bemalt, mit weißen Pferden, Viersitzerwägelchen, einer Weihnachtskutsche und dieser unverwechselbaren automatischen Karussellmusik. Ein junger Mann mit roter Weihnachtsmütze half auf die Gäule und mahnte die Eltern, Abstand zu halten. Und die versprochenen zahllosen Überraschungen? Nun, sie befanden sich verpackt als *surprise packages* in unterschiedlicher Größe zu unterschiedlichen Preisen gut sichtbar im großen Fenster einer Art Knusperhäuschen. In dieser Hütte aus geflammten Holzbrettern saß ich.



Wie – *for heaven's sake* – konnte es dazu kommen? Wir waren eigentlich nicht abergläubisch. Aber als Johanna und ich am Freitag, dem 13. Oktober 1967, am Flughafen „Aerogare“ in Luxemburg die Maschine der Fluggesellschaft „Loftleidir Icelandic“ bestiegen, war uns doch ein wenig mulmig zumute. Der Flug nach New York mit Zwischenlandung in Keflavik auf Island war zwar der mit



Abstand billigste, den man damals in Europa bekommen konnte, aber es war unser erster Flug. Und er war unbequem und dauerte endlos. Zudem hatte ich immer wieder den dringenden Wunsch, der Pilot möge endlich in einen höheren Gang schalten – so durchgehend untertourig nervte das Geräusch der Turboprop-Maschine. Und was wollten wir überhaupt in Amerika? Bei Johanna war's klar: ihre Schwester besuchen und ihre Tanzausbildung fortsetzen. Ich selbst hatte keine ähnlich praktischen Ziele. Man hatte mir zwar eine Stelle als Assistant Lecturer für Deutsch an einem College sehr weit weg an der Westküste im Staate Washington angeboten, wollte aber weder die Reisekosten noch die Unterbringung bezahlen. Man bot mir stattdessen eine Probezeit mit einem lächerlichen Hilfslehrergehalt an und versuchte allen Ernstes, mich mit dem entschuldigenden Satz „at least we have got the most marvellous sunsets in the world“ zu locken. Mein Antwortschreiben fiel wohl ein wenig zynisch aus. Wir haben nicht wieder voneinander gehört. Ein Job, dachte ich, würde sich finden, aber New York sollte es schon sein. Allein der Name! Ein Wort wie eine Fanfare. Dort wollte ich hin. Und ich wollte etwas erleben.



Johannas nette Schwester Marianne lebte mit ihrem Mann in New Canaan in der Nähe von New York. Diese hilfsbereite junge Frau hatte geheiratet, damit ihr netter junger Freund nicht zur Armee eingezogen und nach Vietnam geschickt werden konnte. Dankbarkeit, wie man weiß, ist kein dauerhafter Kitt für eine Ehe, aber damals hielt alles noch bestens. Die beiden hatten uns am Kennedy Airport herzlich in Empfang genommen und vorübergehend bei sich untergebracht. Dann, nach aufreibender Suche, bei der sie uns sehr halfen, fanden wir eine Unterkunft in Manhattan. Wir wohnten jetzt in einem winzigen Zimmer mit einem kleinen Bad, in dem sich, oho, sogar eine Badewanne befand. Johanna und ich waren seit drei Monaten verheiratet und sehr guter Dinge, alles in allem.

Heute Morgen um sieben Uhr war ich aufgestanden. Der Dienst im Wunderland begann um neun. Ich verließ das Haus in der 76. Straße West, marschierte um die Ecke bis zur nahegelegenen subway station, steckte die pfennig-große Münze, die sie token nennen und von denen man immer ein paar in der Tasche hatte, in den Schlitz des Drehkreuzes, das sich daraufhin öffnete, und fuhr hinunter zur 42. Straße. Solch ein Token kostete damals 25 Cent, und man konnte damit so weit fahren, wie man wollte. Ein tolles System – inzwischen abgeschafft. Dann weiter zu Fuß die überschaubar kurze Strecke zu meinem Ziel – und da stand ich nun kurz vor Arbeitsbeginn im Zentrum von Manhattan. Wie jeden Morgen schaute ich mich um, diese nie gesehene Großstadtbilder zu bestaunen. Links das Chrysler Building, schräg gegenüber die Public Library, nicht weit weg der Times Square. „Du hast es geschafft!“, sagte ich mir, „Du hast es wirklich bis hierher geschafft. Von Ziegenhain, dem Stammsitz deines Großvaters, bis New York! Immer wieder dieses magische Wort! Nein, nicht Ziegenhain – New York! Niemand, gar niemand, den ich im Jahr 1967 im Alter von 28 Jahren, nach absolvierter Schule, Militär und Studium kannte, ist je bis nach New York gekommen. Ich schon. Toll, oder?“ Und dann betrat ich das Kaufhaus Stern Brothers, wo ich diesen erstaunlichen Job in Santa Claus Wonderland ergattert hatte.



So war es passiert: Johanna und mir ging das Geld aus. Wir hatten unser Vermögen von etwa 1600 Mark bis auf die Reserve für einen eventuellen Rückflug fast aufgebraucht. Da der Dollar damals vier Mark wert war, war das nicht verwunderlich. Unser Zimmer kostete 60 Dollar die Woche, in etwa drei Wochen wäre mit dem Rausschmiss zu rechnen. Ich sehe uns noch vor

dem Jazzclub Blue Note stehen, ein wenig hinein lauschen und bekümmert davonziehen, weil wir das Eintrittsgeld nicht bezahlen und also den unglaublichen Drummer Elvin Jones und seine Band nicht hören und sehen konnten.

Doch dann kam die Wende. Wenig später standen wir an der Kasse des Village Vanguard in Greenwich Village, zahlten locker den Eintritt und lauschten einen wunderbaren Abend lang dem Jazzer Rahsaan Roland Kirk. Johanna, *my dance addicted young wife*, konnte ihre Tanzstunden nun nicht nur bei der weltberühmten Martha Graham, sondern auch im Studio von Syvilla Fort und vor allem bei Luigi nehmen, der als Vater des American Jazz Dance galt, der seinen Künstlernamen von Gene Kelly erhalten hatte, der als Tänzer in mehr als 40 Hollywood-Filmen aufgetreten war und der in New York als Lehrer einer speziellen Tanztechnik wirkte. Diese wurde mir bis an die Eifersuchtsgrenze gerühmt als „kraftvoll, elegant und natürlich, geerdet wie Modern Dance, anmutig wie das Ballett und rhythmisch wie der Steptanz“. An alledem auch nur die geringsten Zweifel zu äußern wäre gewiss anmaßend, töricht und sozusagen kontraproduktiv gewesen. Wenngleich Luigis Maximen „Never stop moving“ und „Feeling from the inside“ mich selbst nicht wirklich zu erreichen vermochten.

Die neu gewonnenen und bezahlbaren Freuden des Alltags jedenfalls haben wir beide uns – ein jeder auf seine Weise – in der amerikanischen Fremde auf besondere Weise erarbeitet. Johanna hat gehäkelt. Wenn sie nicht tanzte, häkelte sie. So entstanden Tag für Tag bunte, baretartige Mützen und auf Bestellung auch sehr kurze, an ihrem Ende im unteren Oberschenkelbereich fast durchsichtige Röcke. In diese Stücke nähte sie kleine Etiketten mit dem Aufdruck „hand-made by Johanna“ ein. Schon nach kurzer Zeit konnte man diese Raritäten für mindestens fünf Dollar das Mützchen und 20 Dollar der Rock in den angesagtesten New Yorker Läden kaufen. Zu Johannas Tanz- und Häkeltalent war auch noch ihr Verkaufsfleiß gekommen. Ihre Hand-Werke schmückten die Schaufenster von „Serendipity's“, „Paraphernalia“, „Creation n' things“, „Etcetera“ und „Gibson Girls“.

Blieb die Frage, was ich denn zu unserer materiellen Absicherung beitragen konnte. Johannas Schwester und Nachbarn, mit denen wir uns inzwischen angefreundet hatten, rieten, ich solle mich bei entsprechenden Agenturen als *male model* für Werbung, Klamotten und ähnliches bewerben. Ich sei ein gut aussehender junger Mann, *handsome*, und hätte durchaus Chancen. Welch absurde Idee! Aber ich habe es versucht. Und bin gescheitert. Was mir fehlte, war eine Mappe mit attraktiven Fotos, ohne die man wieder weggeschickt wurde und die ich sowieso nicht hätte bezahlen können. Vor allem fehlte es mir an einem überzeugenden Auftritt. Ein wenig Selbstbewusstsein sollte ein männliches Mannequin schon ausstrahlen, eine Art Überzeugtsein von der eigenen Attraktivität. Damals habe ich aber über mein eigenes Aussehen so wenig nachgedacht wie über Atomphysik oder Reisanbau. Wem es derart an Eitelkeit mangelt, dass er sich eventuell gar nicht erkennen würde, wenn er sich selbst auf der Straße begegnet, der sollte von einer Modelkarriere doch besser absehen. Also versuchte ich es als Aushilfskraft in Restaurants und Kneipen. Wenn man eine Tellerwäscher-Karriere im Sinn hat, empfiehlt es sich, als Tellerwäscher anzufangen. Aber selbst das ist schwierig.

Außerhalb der Zentren war die Stadt schmutzig und heruntergekommen. In den Parks lungerten Bettler, Penner und aggressive Alkoholiker herum. Es gab Viertel, in die man als Weißer nicht gehen sollte. Harlem war tabu, das ständige Heulen der Polizeisirenen übertönte den Dauer-ton des Verkehrslärms. Zu Fuß unterwegs zu den vergeblichen Bewerbungsgesprächen in Kneipen, Restaurants und Agenturen wurde ich immer

wieder angehauen: „Hey man, you got some change?“ „Sorry. I'm without a job myself“ genügte als Antwort meist. Dann dies: Eine verwahrloste alte Frau auf einer Parkbank, einsam, umgeben von ihren Plastiktüten, sprach mich an. „Hello young man! Could you please touch my face for a moment?“ Ich setzte mich zu ihr und legte für eine Weile meine Hand auf ihre Wange. Sie schaute mich an und schenkte mir ein Lächeln voll strahlender Dankbarkeit. Für mich war es ein hilfloser, trauriger Moment. Kann es sein, dass man in der herzlosen Stadt New York für eine kleine gute Tat in der Vorweihnachtszeit von irgend-einer guten Fee belohnt wird? Es scheint so.



Am nächsten Tag kaufte ich mir, wie so oft, „The Village Voice“, die fabelhafteste Alternativzeitschrift New Yorks und aller Zeiten, blätterte durch die Stellenanzeigen und siehe da – der Department Store Stern Brothers suchte Aushilfskräfte für den Verkauf im Weihnachtsgeschäft. Nach einem kurzen Vorstellungsgespräch wurde ich genommen. Immerhin war ich im Besitz einer *social security card*, ohne die man in den USA auf keinen Fall eine auch nur vorübergehende Anstellung bekam. Und nun die Frage: Wie kann man sich als Deutscher mit einem in den Reisepass gestempelten „Non-immigrant Visa“ eine Arbeitserlaubnis besorgen? Antwort: Man muss es einfach mal versuchen. Da



// New York sollte es schon sein. Allein der Name! Ein Wort wie ein Fanal. Dort wollten wir hin. Und ich wollte etwas erleben. //

stehen in der Vorweihnachtszeit lange Schlangen vor jedem der nach Anfangsbuchstaben geordneten Schalter in der entsprechenden Behörde, und wenn man dann dran ist, der netten Sachbearbeiterin mit einem strahlenden Lächeln seinen ausgefüllten Antrag und den Reisepass mit dem verwischten, kaum lesbaren NON im NON-IMMIGRANT Visa vorlegt, dann kann es passieren, dass man ohne weitere Umstände eine *social security card* bekommt. *O you handsome, lucky bastard!* Und die Glückssträhne hielt an. Während einer mehrstündigen Schulung der neuen Aushilfskräfte war die Ausbilderin gerade dabei, die Handhabung der uns allen völlig unbekannt und offenbar erst kürzlich eingeführten Kreditkarten zu erläutern, als sich die Tür zum Unterrichtssaal öffnete und zwei sehr seriös kostümgekleidete Frauen den Raum betraten. Ihre gestrenge Aufforderung, sie nicht zu beachten und mit dem Unterricht fortzufahren, hatte natürlich zur Folge, dass alle der etwa 80 Azubis zu ihnen hinblickten und verfolgten, wie sie die Stuhlreihen entlanggingen, die Anwesenden musterten, am Rande der Reihe, in der ich saß, schließlich verharteten und jemand bestimmten herauszuwinken versuchten. Unruhe und Unsicherheit um mich herum – bis klar war, dass tatsächlich ich gemeint war. Ich erhob mich, drängelte mich durch die Sitzreihe und verließ mit den beiden wohlriechenden Damen den Raum. Draußen im Flur machten sie mir das Angebot, statt ein Dollar fünfzig pro Stunde zwei Dollar zu bezahlen, wenn ich bereit wäre, einen Job in dem ihnen, nämlich der Public-Relations-Abteilung des Hauses, unterstellten Santa Claus Wonderland zu übernehmen. Meine Antwort kam schnell, trocken und hart: „Yes!“ Und so

# VERSCHENKE EINEN NEUEN BLICK AUF DIE WELT MIT EINEM KUNSTWERK VON LUMAS



Werner Pawlok Royal Garden, Brussels II  
Auff. 150, handsigniert, 90x59 cm  
Art.-Nr. WPA223, 899 €

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 22 GALERIEN WELTWEIT

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2 | 10587 Berlin.  
Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

Foto Privatproduktion Frank Rehn

LUMAS.COM

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · SAN FRANCISCO · WIEN · ZÜRICH  
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN  
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

LUMAS<sup>1</sup>

THE LIBERATION OF ART

wurde ich im November 1967 *surprise-packages*-Verkäufer bei Stern Brothers New York.



Im kleinen, von einem niedrigen Staketenzaun umgebenen Plastik-Gärtchen vor meinem Überraschungspaket-Häuschen hatte man bunt verpackt die Muster der tatsächlichen Überraschungspakete drapiert, die um mich herum in der Hütte selbst gestapelt lagen. Preisschilder von 50 Cent bis 5 Dollar gaben kleine Hinweise auf den eventuellen Wert des Inhaltes.

Bis sie endlich dran waren, schrien die Kinder in der Warteschlange „I want this!“, „I want that!“, „No, I want the big one!“ Die Eltern versuchten fast immer, von mir herauszubekommen, was sich denn in den Päckchen und Paketen befand. Und immer musste ich ihnen sagen: „Sorry, es ist ein Überraschungspaket. Ich werde Ihnen nichts verraten.“ Trotzdem gab ich mir Mühe, mit stummen Gesten, Kopfschütteln, Augenverdrehen, Schulterzucken und ähnlichem die Entscheidung bei den freundlicheren unter meinen Kunden ein wenig zu beeinflussen. Ich wusste natürlich, was für ein fürchterlicher Plastikdrecksack sich in den meisten der Päckchen befand. Spielzeug mit einer Haltbarkeitsdauer von maximal drei Tagen. Bilderbücher für geistesgestörte Analphabeten. Aufblasbare Schwimmreifen für Zwergwüchsige. Ramsch, Ramsch, Ramsch! Das verhältnismäßig beste Stück war, in einem kleinen Päckchen zu zwei Dollar, ein hübscher weißer, blecherner *garbage truck*, ein Müllabfuhrlaster, wie sie überall in den Straßen New Yorks herumfuhren. Aber nur wenigen war er vergönnt. Oft genug verlangten die Eltern unter dem Kommando ihrer Kinder „the big one“. Eine Fehlentscheidung, die sie später, nach dem Auspacken, fluchend oder resigniert, bei mir, dem eisernen Verteidiger des Überraschungsprinzips,

// Dann, nach aufreibender Suche, fanden wir eine Unterkunft in Manhattan. Wir wohnten jetzt in einem winzigen Zimmer mit kleinem Bad, in dem sich sogar eine Badewanne befand. //



auf keinen Fall rückgängig machen konnten. Es handelte sich um eine aus hauchdünnem, durchgehend mausgrauem Plastik gepresste 80 Zentimeter hohe Truhe, die oben einen Schlitz zum Geldeinwerfen hatte. Die ganze Unverschämtheit sollte eine Schatztruhe darstellen und zugleich eine überdimensionale Spardose sein. Widerlich.

Manchmal machte der Weihnachtsmann Pause. Er kam dann zu mir in die Hütte, wo er seine Ersatzhose aufbewahrte. Wieder einmal musste er sich umziehen, weil eines der kleineren Kinder, die er auf den Schoß genommen hatte, vor lauter Aufregung in die Hose gepinkelt und dabei auch den heiligen Mann nass gemacht hatte. „Hey Santa!“, rief der Karussellmann laut zu uns herüber, „you love children, don't you?“ – „Fuck 'em“, sagte der Weihnachtsmann leise. Er war ein lustiger Kerl. In der Gilde der unterbezahlten Schauspieler, die hier im Theaterdistrikt als Aushilfskräfte bei Stern Bros. mehr verdienten als in einer der Weihnachtsinszenierungen der umliegenden Theater, hatte er als gut bezahlter Santa Claus den Vogel abgeschossen. Joey dagegen, der nicht vom Kaufhaus entlohnt wurde, sondern mitsamt dem Karussell seines Vaters gemietet war, stammte aus einer Schauspielerfamilie. Die Familie besaß neben mehreren Karussells eine Achterbahn, drei

Schießbuden und ein Riesenrad. Behauptete er jedenfalls. Bei der weit verbreiteten Benutzung des Wortes „fuck“ war er es, der die für mich glorreichste Formulierung fand. Sein *merry-go-round* stand wegen einer technischen Störung mal wieder still. Santa und ich erkundigten uns, was los sei, und er sagte, „The fuck'n fuck won't fuck!“ Ich habe von meinen beiden Freunden im Weihnachtswunderland viel gelernt. Über das Theaterleben in New York, die freche Schnauze der New Yorker, und wie man in New York Geld verdient. Eines Tages brachte Joey ein Tütchen voll Gras mit. Ich kannte das nicht. „Mary Jane“, sagte er, „Pot, Marihuana. Das kennt doch jeder.“ Nun ja, ich kannte es nicht. Also zog ich mit Santa und Joey nach Feierabend in dem nun menschenleeren Weihnachtswunderland des Department Stores von Stern Bros. den ersten Joint meines Lebens durch. Es war eine erfreuliche Erfahrung, die sich auf meinem weiteren Lebensweg überaus glückhaft fortsetzen sollte. Wir fuhren gemeinsam noch ein wenig Karussell, setzten uns zum Plaudern und ein bisschen Whiskytrinken in mein nun fast leergekauftes Paketzentrum. Und wieder war es Joey, dessen aufgewecktes Interesse am Funktionieren wirtschaftlicher Zusammenhänge ein Lichtlein in meinem bedröhnten, aber hellwachen Kopf anzünden sollte. „Wie war dein Umsatz heute?“, fragte er mich. Ich sagte es ihm. „Und wo ist das Geld jetzt?“ – „Im Public Relations Department. Susan hat es ja vorhin abgeholt. Wie jeden Abend.“ – „Und morgen? Wie bekommst du die neuen Pakete?“ – „Morgen früh, wenn ich komme, ist die Bude wieder voll. Die Leute von der Spielwarenabteilung packen und verpacken sie über Nacht.“ – „Du brauchst die Pakete nicht abzählen? Und nichts zu unterschreiben? Nur die täglichen Einnahmen abgeben?“ – „Ja, genau.“ – „This is unbelievable“, sagte Joey, „why don't we swap our jobs?“ Geradezu hysterisch aufgeregt, wollte nun auch Santa die Aufgabenbereiche sofort mit mir tauschen. Aber natürlich ging das nicht. Ich war es ja, *surprise-packet-Pete*, der mit seiner höflichen, geradezu europäisch charmanten Art dem Department diese fabelhaft hohen Umsätze verschaffte. Und ich allein war berechtigt, von nun an immer mal wieder ein oder zwei unauffällige Dollar von den täglichen Einnahmen einzubehalten.



Vorerst sollte ich es nicht bereuen. Erst später, als ich erfuhr, dass das Unternehmen Stern Bros. schon im Herbst des folgenden Jahres für immer seine Pforten schließen musste, kam mir der lächerliche Gedanke, dass meine spärlichen Entnahmen der letzte Fehlbetrag waren, der Stern Bros. in den Ruin stürzte. Schuldgefühle, oder sagen wir eine merkwürdige Art persönlicher Betroffenheit, kam aber erst auf, als ich erfuhr, in welcher verblüffender Weise Johanna und ich indirekt mit den Stern-Brüdern zu tun hatten.

Die jüdische Familie Stern stammte nämlich aus Ziegenhain. Der deutsch-amerikanische Unternehmer Louis Stern, einer der bedeutendsten Politiker und Geschäftsleute im New York des 19. und 20. Jahrhunderts, wurde am 22. Februar 1847 ausgerechnet in jenem nordhessischen Städtchen geboren, in dem auch die Familie meines Großvaters Johannes Hauff seit Generationen lebte. Ich selbst hatte als Kind einige Zeit bei der Familie dieses längst verstorbenen Großvaters in Ziegenhain verbracht und konnte mir gut vorstellen, dass der kleine Louis mit seinen Brüdern und meinem Ururgroßvater Schorsch auf der Ziegenhainer Salatkirmes gemeinsam Karussell gefahren oder am Wallgraben Verstecken gespielt hatten. Nicht lange allerdings, denn schon 1856 – Louis war neun Jahre alt – wanderte der verarmte Uhrmacher Meyer A. Stern mit seiner Familie nach Amerika aus. Aber: 1905, inzwischen reich und immer noch heimatverbunden, kamen die Sterns zu einem Kuraufenthalt nach Deutschland zurück. Dabei kam es zu einem Eklat mit diplomatischen Folgen auf höchster deutsch-

amerikanischer Regierungsebene, weil der Kurdirektor von Bad Kissingen bei einem Empfang den jüngsten Stern-Sohn antisemitisch beleidigt hatte. Bad Kissingen also. Eben dort, wenn auch 50 Jahre später, hatte ja Johanna ihre Jugend verbracht. Und was folgt aus diesen erstaunlichen Zufällen? Wahrscheinlich gar nichts. Viel schöner und erinnerungswerter bleibt die Tatsache, dass vor wenigen Tagen ein Päckchen mit Weihnachtsplätzchen aus Bad Kissingen bei uns angekommen war. Man durfte schon damals keine Lebensmittel in die USA einführen. Aber Johannas ahnungslose Eltern, die Bäckersleute Anni und Hugo Hoch aus der Hemmerichstraße, hatten groß und deutlich „Vorsicht! Kleines Weihnachtsgebäck!“ auf ihr Päckchen geschrieben. Und weil das so gutgegangen war, darf man behaupten, dass es im Dezember 1967 außer Johanna und mir in New York niemanden gab, der in den Genuss von „Heinerlich“ kam – den tollsten aller fränkischen Plätzchen.



Wir gingen abends und an den Wochenenden nun öfter aus. Kino, Jazzclubs, Schlittschuhlaufen im Rockefeller Center, Spaziergänge im Central Park und immer wieder das „Museum of Natural History“. Weil es nahe an unserer Wohnung gelegen war und weil es dort diese noch nie gesehenen Dioramen gab. Naturwissenschaftliche Ausstellungsstücke in filmkulissenartiger, realistisch nachgebauter Umgebung.

Mariannes Schwiegereltern aus New Canaan, reizende Menschen einerseits, aber auch Opernfreunde mit tendenziell diktatorischem Kultur- und Musikverständnis, luden uns kurz vor Weihnachten in die Metropolitan Opera ein. Man gab „La Gioconda“. Renata Tebaldi sang schön. Dem verzückten Schlussapplaus nach zu urteilen sogar sehr schön. Wir wussten nichts von ihrem Ruhm und der auf höchstem stimmlichen Niveau ausgetragenen Divenkonkurrenz mit der Callas. Unsere Streifzüge durch die New Yorker Plattenläden folgten anderen musikalischen Interessen. Man konnte sich dort stundenlang in Abhörkabinen oder an Hörtesen aufhalten, sich jede gewünschte Platte geben lassen und eine nach der anderen anhören. Immer wieder natürlich Miles Davis. „Whisper not“, „Somebody my prince will come“ oder „Theme for Lester Young“, Charly Mingus, Ella Fitzgerald, ach alle, alle die wunderbaren Musiker dieser Jahre. Wie sie uns die Tage schönjazzten! Aus den Ghetto-Blastern in den Parks liefen sowieso dauernd die Beatles mit „All you need is love“ oder „Happy together“ von den Turtles, „I'm a believer“ von den Monkees oder „Come on baby light my fire“ von den Doors. Waren mit all den Hits dieser Tage nicht sowieso wir gemeint, das junge Glück aus Europa? *However*. Auch der Opernabend sollte noch auf bemerkenswert heitere Weise enden. Im italienischen Restaurant „Asti's“ in Greenwich Village, wohin wir noch eingeladen wurden, sprachen nicht in erster Linie die Speisen für sich, sondern die Kellner sangen für uns. Vollkommen unerwartet formierte sich plötzlich das gesamte Personal zu einem Chor und sang donnernd den Gefangenenchor aus Verdis „Nabucco“. Im „Asti's“ kellenerten pensionierte oder arbeitslose Opernsänger. Es gab noch zwei Arien und dann den Nachtsich.



Am Freitag, dem 5. Januar 1968, wurde ich morgens um halb acht in der U-Bahnstation 72nd Street verhaftet. Weihnachten war vorüber und das neue Jahr schon eine Woche alt, doch Santa Claus Wonderland war immer noch nicht geschlossen. Joey, Santa und ich hatten uns weiter täglich im nun nicht mehr allzu belebten Wunderland getroffen, herumlungert auf Kinderkundschaft gewartet, und meine Umsätze waren so niedrig, dass ich mich nun wirklich nicht mehr traute, auch nur ein paar Cent abzuzweigen. Und doch sollte mich der lange

Foto: Privatreproduktion Frank Rehn

# Guter Sound ist echt.

Der neue REAL BLUE NC

Wir haben den preisgekrönten Kopfhörer rundum erneuert. Er liefert nun ein noch besseres Active Noise Cancelling, eine noch längere Laufzeit sowie den besten Sound in dieser Klasse. Ein Kopfhörer, der immer passt und immer begeistert: für jedes Genre, für Games, für Filmtone, unterwegs und natürlich fürs Homeoffice. [teufel.de](http://teufel.de)

## Teufel

Arm des Gesetzes, oder vielleicht der Kaufhausdetektive noch erwischen. War da etwa bei der Jahresabschlussinventur der Spielwarenabteilung alles aufgefliegen? Was wusste denn ich. Der extrem unerfreuliche Vorgang lief so: Ich rannte ziemlich flott die Treppen zur U-Bahnstation hinunter, steckte meine Münze ins Drehkreuz zum Bahnsteig, und da passierte es. Das Drehkreuz blockierte, statt sich wie üblich zu öffnen, zwei Männer stürzten auf mich zu, rissen mich mit den Worten „Police! Step back!“ vom Drehkreuz weg, bogen meine Arme auf den Rücken und legten mir Handschellen an. Ich habe meine Originalgefühle von damals nicht in Erinnerung. Sie waren höchst unerfreulich. Das weiß ich. Die beiden Männer in Zivil strahlten etwas widerwärtig Triumphales aus. Sie sprachen nicht mit mir, sondern sagten etwas wie „finally we got him“. Auf der Polizeiwache klärte sich die Sache dann auf. Leider nicht zu meinen Gunsten. Man durchsuchte mich und fand in meinem Portemonnaie zwei deutsche Pfennige. Ursprünglich hatte ich fünf davon besessen, und ich wusste genau, dass ich heute Morgen statt eines Token den dritten Pfennig eingeworfen hatte. Meine Behauptung, dass dies aus Versehen geschehen sei, nutzte mir nichts. Das fette Mega-Arschloch, die Karikatur eines selbstgefälligen, uniformierten amerikanischen Drecksbulle, wie man ihn aus dem Kino kennt, teilte mir mit, dass in New York 70.000 deutsche Pfennige im U-Bahnsystem unterwegs seien und dass sie mich nun endlich geschnappt hätten. Die Idee, einige der Drehkreuze so zu präparieren, dass sie blockieren, wenn etwas anderes als ein Token eingeworfen wird, habe das ja bewiesen. Was ich zu sagen hätte, interessiere ihn nicht, das könne ich dem Investigation Judge erzählen. Es war eine lange Fahrt hinunter nach Downtown Manhattan zum Foley Square Courthouse im Polizeiwagen. Ein längerer Aufenthalt in einer Haftzelle beim Untersuchungsrichter folgte. Als ich diesem dann gegen 14 Uhr erklären durfte, dass ich nun wirklich nicht der Mann mit den 70.000 Pfennigen sein konnte, war die Hoffnung auf einen kurzen Prozess doch enorm. Er sah das ein. Ich – erst seit kurzem in New York, höflich, gebildet, sprachgewandt, glaubwürdig – hätte mir tatsächlich nichts weiter zu Schulden kommen lassen, als versucht zu haben, mir mit einem deutschen Pfennig statt eines Token eine U-Bahnfahrt zu erschleichen. Das aber sei verboten, weil es den Straftatbestand des versuchten Inumlaufbringens von Falschgeld erfülle. Gegen eine Kauton von 25 Dollar würde er mich bis zur Gerichtsverhandlung auf freien Fuß setzen. Ich hatte außer den zwei Pfennigen und drei Token an diesem Tag aber nur neun Dollar eingesteckt. Dieser bedauerliche Umstand brachte mich nun tatsächlich und umgehend in den Knast. Ein Justizangestellter übergab mich in einem der oberen Stockwerke des Manhattan House of Detention einem Guard, der mir eine versifftete Wolldecke in die Hand drückte und mich etwas fragte, was ich nicht verstand. Woher auch sollte ich die im New Yorker Slang vorgetragenen Bezeichnungen für unterschiedliche sexuelle Vorlieben kennen? „Do you like men or women?“, half er mir schließlich auf die Sprünge. Ich antwortete mit fester Stimme „Women!“ und wurde in den rechten der beiden Zellentakte zur Zelle 12 eingewiesen.

Wie ich später erfuhr, war dieses fünfzehnstöckige Gebäude damals das übelste aller New Yorker Gefängnisse. Verdreht, zweifach überbelegt, rattenverseucht. Es wurde 1974 für immer geschlossen. Da ich selbst gefängnisfähig keinen Vergleich hatte, fand ich es erst mal nur erschreckend und widerlich. Aber auch laut und lebendig. Alle Insassen befanden sich außerhalb ihrer Zellen, in die man zwar hineinschauen konnte, die aber mit einem durchgehenden, insgesamt verschiebbaren Gitter verschlossen waren. Alle saßen oder bewegten sich in einem

einigen großen Raum, der vor diesen Zellen lag. Auch der linke vergitterte Trakt war von hier aus gut einsehbar. Ich saß vor meiner Zelle, ziemlich verzweifelt und ahnungslos, wie es weitergehen sollte. Wie kam ich hier wieder raus? Woher die 25 Dollar nehmen? Die Männer um mich herum waren genau die Leute, vor denen man nachts auf den Straßen New Yorks allen Grund hatte, sich in acht zu nehmen. Hier immerhin war man vor ihnen sicher. Einer namens Mac, dunkelhäutig wie die meisten, teilte mir mit, dass mir in seiner Zelle das zweite Bett zugeteilt sei. Wir kamen ins Gespräch. Dass ich kein Amerikaner, sondern ein deutscher Tourist war, fand nicht nur er interessant. Andere Gefangene kamen hinzu. Und bald auch ein Guard. Ein einigermaßen freundlicher Mann, der mir riet, wegen der Kauton ein Telegramm an meine Frau zu schicken. Nein, telefonieren sei hier nicht möglich. Ich bekam ein Telegramm-Formular, füllte es mit knappen Informationen und der dringenden Aufforderung an Johanna aus, mich hier gegen Zahlung von 25 Dollar rauszuholen, und gab es dem Wärter. Das gehe dann klar, sagte der. Ein wenig erleichtert und nun auch nicht mehr ganz unter dem Eindruck der Schockwellen des heutigen Tages, konnte ich schließlich meinen hochinteressierten Mitgefangenen erzählen, was mir am Morgen passiert war. Sie fanden es sensationell. „What is a German Pfennig?“ – „How much is it worth?“ Ich sagte ihnen, dass ein deutscher Pfennig den Wert von einem Viertel Cent habe. Und nun war wirklich was los! Es sprach sich rum im heterosexuellen Teil des Männerknastes. „Believe it or not: there is a guy in here because of a quarter of a cent!“ Einer nach dem anderen schaute vorbei, um einen Blick auf den deutschen Quarter-of-a-cent-man zu werfen oder ein Schwätzchen mit ihm zu halten. Sie erzählten mir von ihren Vergehen oder Verbrechen und der niederschmetternden Höhe ihrer Kautionen. Meist waren es Drogengeschichten. Mac, der fast ein wenig stolz darauf schien, mein Zellengenosse zu sein, hatte vor, nach seiner Entlassung „mal das Zeug zu probieren, was die Studenten nehmen. Man raucht es. Kennst du das?“ – „Ja, Gras.“ Noch ein Punkt für mich. Inzwischen hatte ich ein zweites Telegramm abgegeben. Dann, kurz bevor wir am Abend in unsere Zellen mussten, war da plötzlich ein großer Lärm nebenan in der Schwulenabteilung. Kreischen, Gejohle, schriller Jubel. Meine Männer wussten Bescheid; man konnte es durch die Gitterstäbe auch sehen. Ein Neuer wurde beim Einlass abgeliefert, und er war eine stadt- und knastbekannte Berühmtheit. „The Queen!“ Eine hochgewachsene Erscheinung, mit dem exaltiert wiegenden Gang eines Show-Transvestiten. Mit hochtoupierter Silberblondmähne, pinkem Seidenhalstuch und eng anliegenden mintgrünen Hosen. Ein solches Wesen hatte ich noch nie gesehen. Man stelle sich vor: In Deutschland gab es noch den Grafen 175. Schwulsein war ein absolutes Tabu. Und hier? Ein ganzer Gefängnistrakt voller unverstellt schwuler Männer, die nicht wegen ihrer sexuellen Veranlagung, sondern wegen Drogendelikten, Diebstahls und anderer krimineller Aktivitäten hier gelandet waren.

Als „The Queen“ schließlich die Wolldecke, die ihr der Wärter reichte, zwischen Daumen und Zeigefinger entgegennahm, sie anhob und dann höhnisch lächelnd fallen ließ, da lachten die Männer links, und die Männer rechts lachten auch, und alle applaudierten. „She will be out in less than an hour“, sagte Mac und behielt Recht. Wie hoch auch immer die Kauton der fabelhaften „Queen“ gewesen sein mochte, sie war wieder einmal umgehend bezahlt worden. Ich dagegen lag nun auf dem bettartigen Gestell unter der fiesen Wolldecke, eingeschlossen in einer Zelle mit diesem Kleinkriminellen, der mir noch erzählte, dass er in der Grand Central Station beim Kofferklauen erwisch worden war, dass er mal als Soldat in Baumholder stationiert gewesen sei, und der dann anfing zu

schmarnchen. Es folgte eine unerfreuliche Nacht, von der mir vor allem das Fiepen und Trippeln der umherhuschenden Ratten in Erinnerung ist. Ich blieb wach. Ich hatte Angst. Ich machte mir Sorgen um Johanna's Sorgen. Vom *sunny boy* der letzten Wochen war nicht mehr viel übrig. Am nächsten Morgen schickte ich ein weiteres Telegramm los. Und dann, gegen elf Uhr, kam die Lautsprecherdurchsage „Mister Norr! Mister Norr to the director's office!“ O wie wunderbar! Es waren glorreiche Momente damals, am 6. Januar 1968 im Trakt der heterosexuellen Gefangenen im Manhattan Detention House zu New York. „It's you, Quarter-of-a-cent-man!“ wurde geschrien, schließlich alle im Chor: „It's freedom, man! It's freedom!“ Was haben wir gelacht. Knastbrüder der Stunde. Und dann auf, hinaus zur Sonne, zur Freiheit! Aber nix da. Weil ich bei meiner Verhaftung keine Ausweispapiere bei mir hatte, war ein Mann vom Immigration Service gekommen, um mich, den unbekannt



Ausländer, zu überprüfen. Das war mein Glück. Ich konnte ihm meine Geschichte erzählen, ihm sagen, wo wir wohnten in Upper Manhattan, und ich bat ihn dringend, unsere Nachbarn anzurufen, damit sie meiner Frau Bescheid geben konnten. Es ging doch nur um 25 Dollar Kauton! Er versprach's, und ich musste zurück in den Zellentrakt. Am späten Nachmittag kam ich dann tatsächlich raus. Der gründliche Immigration Officer war mit seinem Wagen zur angegebenen Adresse gefahren. Dort hatte er tatsächlich eine ratlose und ängstliche Johanna angetroffen, bei der niemals auch nur eines meiner Telegramme eintraf. Und weil er ein mitfühlender Mensch war, brachte er sie auch noch zum Knast. Sie zahlte, und ich kam frei. An diesem Abend waren wir uns so nahe, dass wir gemeinsam zunächst in die Badewanne und erst dann ins Bett stiegen.



Am Montag fuhr ich noch einmal hinunter zum Stern-Brothers-Kaufhaus, um mich für mein Fernbleiben zu entschuldigen und mich zu verabschieden. Aber Santa Claus Wonderland gab es nicht mehr. Das Karussell war halb abgebaut, der Weihnachtsmann-Thron weggeräumt, nur meine Bude stand noch. Santa, in ungewohntem Zivil, war gekommen, um seine Zweithose abzuholen, und Joey schraubte sein *fuck'n fuck* auseinander. Wir setzten uns ein letztes Mal zusammen in die leergemachte Überraschungshütte, und ich erzählte ihnen meine Geschichte der vergangenen Tage. Über allem schwebte der grüne Duft der frühen Jahre, und hin und wieder war das sonore „Unbelievable!“ des Weihnachtsmannes zu hören. Den Rest der Geschichte haben die beiden nicht mehr erfahren. Wir sahen uns nie wieder. Bei der Massen-Gerichtsverhandlung zwei Wochen später bekannte ich mich auf Anraten eines Advokaten, der meinen Fall für 25 Dollar Honorar übernommen hatte, des „criminal trespassing“ schuldig. Daraufhin wurde die Sache, wie er vorausgesagt hatte, wegen Geringfügigkeit eingestellt. Den Rest des fabelhaften Jahres 1968 erlebten Johanna und ich in Deutschland. In Frankfurt, einer anderen Stadt meiner Träume. ◀

// Johanna hat gehäkelt. Wenn sie nicht tanzte, häkelte sie. Schon nach kurzer Zeit konnte man die Raritäten für mindestens fünf Dollar die Mütze und 20 Dollar der Rock in den angesagtesten New Yorker Läden kaufen. //



# WEIHNACHTS- WÜNSCHE FÜR DAS FEST DER FESTE

Ein Wunschzettel, Weihnachtspost und persönliche Grüße sind handschriftlich besonders wertschätzend – das haben wir und diese festliche Zeit verdient.



EIN GESCHENK FÜR DIE EWIGKEIT MACHEN

Ein edles Schreibgerät ist ein wertvolles Geschenk. Der Léman Füllfederhalter von Caran d'Ache ist eine Hommage an den Genfersee und wird unter höchsten Qualitätsansprüchen in den Schweizer Werkstätten gefertigt. Mit einer Federspitze aus 18 Karat Gold und seiner klassischen, runden Form bietet der Léman einen beispiellosen Schreibkomfort. Eine individuelle Gravur, die zur Weihnachtszeit im Handel angeboten wird, verleiht zusätzlich eine persönliche Note und bereitet noch mehr Freude beim Schenken und Schreiben!

[www.carandache.com](http://www.carandache.com)

# GEBEN UND GEBEN LASSEN

Weihnachten steht vor der Tür -  
und auf Stühlen, Tischen und in Regalen.

58 Geschenkideen zum Fest.

Produktion Birgit Fligge, Fotos Daniel Stier

1\_Übergroßer Mohair-  
Pullover von Maiami

2\_Henkeltasche aus  
Kalbsleder mit Lackeffekt  
von Giorgio Armani

3\_Tischlampe von Fést

4\_Duft Santal Greenery  
von Dries Van Noten

5\_Meditationskissen  
von Studio Lietz

6\_Handschuhe aus  
braunem Nappaleder  
von Roeckl x BSTN

7\_Lippenstifte Rouge  
Hermès von Hermès

8\_Lederhose von Marc Cain

9\_Kerzenhalter von Fést

10\_Magnetnummern  
von Liewood

11\_Batikstrümpfe  
von Mell-o

12\_Glückskeks aus Keramik  
von Sarah Illenberger

13\_Holzpuzzle von Liewood

14\_Kamera von Polaroid

15\_Korrekturbrille mit  
curryfarbenen Gläsern  
von Lindberg

16\_Duft Good Fir II  
von Krigler

17\_Spielzeugauto von Play-  
forever (über Smallable)





19

20

- 18\_Lederjacke von Polo Ralph Lauren
- 19\_Handschuhe aus rotem Nappaleder von Roeckl x BSTN
- 20\_Cowboystiefel von Aeyde
- 21\_Baskenmütze für Kinder von Mini Rodini
- 22\_Große Tasche, Modell Love Trotter Bag, von Etro
- 23\_Karaffe aus Borosilikatglas von Christian Metzger
- 24\_Uhr Startimer Pilot Chronograph Big Date von Alpina
- 25\_Manukahonig von TanteLy
- 26\_Gliederarmband aus Sterlingsilber von Tiffany & Co.
- 27\_Yoga-Leggings von Oy
- 28\_Schokoladendiamanten und Calisson-Gebäck von Evers & Tochter
- 29\_Whiskey von Woodford Reserve
- 30\_Duftkerze im Keramikgefäß von Brunello Cucinelli
- 31\_Strickpullover von MCM

25

18

21

22

28

29

26

27

31

23

24

30

32



33



32\_Duft Uncut Gem  
by Maurice Roucel  
von Frederic Malle x  
Pierre Hardy

33\_Kaschmirschal  
von Allude

34\_Tasche, Modell O'Lock  
Swing, von Fendi

35\_Glasschale von Hay

36\_Offene Armreife aus  
Roségold mit Edelsteinen  
von Piaget

37\_Schokoladenwaffeln  
von Babbi

38\_Kerzenhalter von Hay

39\_Ballerina-Loafer  
von Tory Burch

40\_Handyhülle aus  
Polycarbonat von Rimowa

41\_Cabernet Blanc von  
Georg Mosbacher, Riesling  
Kabinett von Weingut  
Franzen, Spätburgunder  
Kleine Kammer (über  
Ahrweinschop)

42\_Kissen aus  
handgewebter Seide von  
Aleksandraviktor

43\_Skateboard von Karl  
Lagerfeld x Wasteboards

34



35

36



41



42



39



40

37



38



43







- 44\_Kosmetiktasche von The Paperbag  
 45\_Daunenjacke, Modell Maya, aus der Jubiläumskollektion von Moncler  
 46\_Messingbesteck und Stoffserviette von Broste Copenhagen  
 47\_„Gute Nacht Geschichten rund um die Welt“ von Ravensburger  
 48\_Handtasche, Modell Maggie, von Aigner  
 49\_Gesichtscreme Ultimate Soothing Cream von Augustinus Bader  
 50\_Nagellacke Les Mains von Hermès Beauty  
 51\_Uhr Classic Carree von Frederique Constant  
 52\_Gin von Monks Mysterium Gin  
 53\_Füllfederhalter, Modell Le Petit Prince Solitaire, von Montblanc  
 54\_Raumduft von Retterspitz  
 55\_Rouge von Nars  
 56\_Ohrstecker und Ring aus Gelbgold mit Edelsteinen von Dolce & Gabbana Fine Jewellery  
 57\_Kalender von Treuleben (über Bethge)  
 58\_Buntstifte von Caran d'Ache

Spezialfrage für Craft-Beer-Experten: Was servieren zum Büffelsteak vom Grill? Vielleicht das hier! (Büffel Bill)



**Fast 30 Prozent bis 2030?**

Noch sind die Zahlen einer McKinsey-Studie aus diesem Jahr düster: Mehr als 15 Kilogramm Textilmüll produziert jeder Europäer demnach. Weniger als ein Prozent davon wird für neue Kleidungsstücke verwendet. 2030 könnten es sogar 20 Kilogramm sein – wenn wir nichts tun. Denn das Recycling-potential ist da, und damit ließen sich bis zu 26 Prozent des Textilmülls wiederverwerten – ebenfalls schon bis 2030.

**Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten**

zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*

# **140**

Die Natur ist die Inspirationsquelle schlechthin. Das wissen nicht zuletzt Hersteller veganer Sneaker. In diesen hier stecken übriggebliebene Äpfel. (Saye)



Ist sicher nicht für alle Menschen mit Moleskine-Büchern das nächste große Ding, aber wer will, kann seine handschriftlichen Notizen per Smart Writing Set jetzt mit dem digitalen Endgerät koppeln.



Nach ein paar Stunden im Café „St. Oberholz“ in Berlin hinter dem Macbook sehnt man sich nach so etwas: Boote, Steg, Natur. Bis ins „St.-Oberholz-Retreat“ sind es leider anderthalb Autostunden.



Haferdrink und dann als Pulver – klingt gewöhnungsbedürftig. Dafür spart man Verpackungsmüll. (Blue Farm)



Wenn es in der Wohnung jetzt eher kühler ist, hilft es auch nicht, wenn selbst der Kaffee frieren muss. (Kannenwärmer von Georg Jensen)



Wobbel, Stapelstein und jetzt Wahu (unser Bild): Der Markt der Balanceboards für Kinder ist groß. Dieses hier lässt sich selbst bemalen. Auch die Eltern können es verwenden – und sind dann hoffentlich schön ausgeglichen.



Le Olive personalisiert alles für einen gemütlichen Tag zu Hause – Bademäntel, Pyjamas etc. Noch entspannter wird es, wenn die Kinder sich mit ihren eigenen Namens-Rucksäcken dann aufmachen.



Asprey aus Großbritannien darf schon das königliche Gütesiegel tragen: Royal Warrant. Für ihren neuen Jadeite-Schmuck haben sie sich auch noch mit der Universität Oxford zusammengetan.



Sarah Maria Maschek ist Psychologin und hat damit beste Vorkenntnisse für das Duftkerzen-Business. (Coeurage)

Foto: Christian Hasebuech, Herentaller (8)



SOCK 3 PACK  
7 FARBEN



TURTLE 3D  
10+ FARBEN



JAN MERINO  
BEANIE  
3 FARBEN



RIBZIP  
25+ FARBEN



DAS PERFEKTE GESCHENK



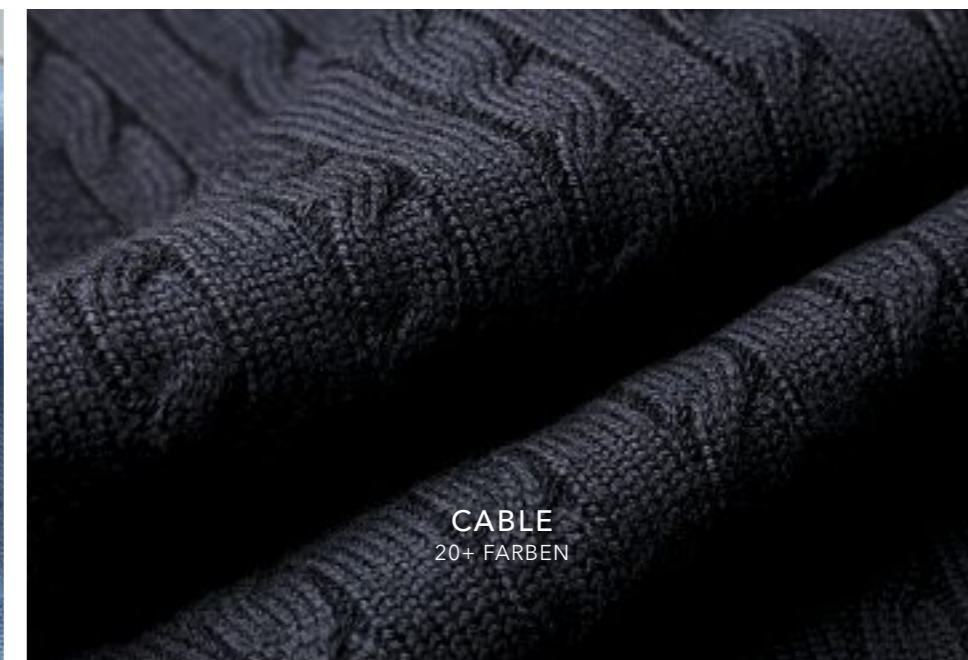
JETZT SCANNEN UND UNSERE GESCHENKINSPIRATIONEN ENTDECKEN



CLASSIC SCARF  
10 FARBEN



WOVEN SHIRT  
13+ FARBEN



CABLE  
20+ FARBEN

**JOEMERINO.COM**

Luxury Merino Knits for Men

AMSTERDAM  
Kerkstraat 167-171

ANTWERPEN  
Kloosterstraat 28

DÜSSELDORF  
Kasernenstraße 14

DEN HAAG  
Mail of the Netherlands

die von Schönen und Mächtigen lebt, eklatanter sein könnte als in anderen Arbeitsbereichen. Zum anderen, weil in Hollywood nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen mächtig sind. Im Film fragt die „New York Times“-Journalistin Jodi Kantor (gespielt von Zoe Kazan) ihre Kollegin Megan Twohey (Carey Mulligan), ob sie ihr nicht bei der Recherche helfen wolle, und diese antwortet trocken: Warum? Gebe es nicht andere Frauen, die schutzbedürftiger seien? Diese Frauen (weiß und privilegiert) hätten schließlich schon eine Stimme.

mus hat mehr Schaden angerichtet als Gutes getan.“ Zehn Prozent der Frauen, die älter als 50 waren, stimmten dem Satz zu – und ein Viertel der Frauen unter 50. Woher kam diese hohe Zahl bei den Jüngeren, fast fünf Jahre, nachdem die Frauenbewegung durch MeToo einen historischen Sieg errungen zu haben schien?

### DIE KEHRSEITE DES HASHTAGS

Im vergangenen Sommer gab es einen Fall, der anders lag als der Fall Weinstein, sich aber in der-

# #MeToo

## Fünf Jahre nach dem Beginn von MeToo stellt sich die Frage: Was hat sich seither verändert?

Von Caroline Jebens und Anna Vollmer

Nach fünf Jahren MeToo hat sich der Kreis geschlossen. Da, wo alles begann, mit zwei Journalistinnen, mit Schauspielerinnen und Assistentinnen, mit einem egomanischen Filmmogul und einem ihn schützenden System namens Hollywood; mit Gerüchten und außergerichtlichen Einigungen, zwei aufwendig recherchierten Artikeln, auf die ein Hashtag folgte, dessen Wirkung weit über Los Angeles hinausreichen sollte. Nun kehrt die Geschichte an ihren Ursprungsort zurück: nach Hollywood.

Der Kinofilm „She said“, der gerade in Deutschland angelaufen ist, erzählt die Recherche nach, die zu dem berühmten Artikel führen sollte, der im Herbst 2017 in der „New York Times“ erschien. Diese nun fikionalisierte Recherche hatte sehr reale Folgen: Harvey Weinstein wurde mittlerweile zu 23 Jahren Haft verurteilt, nun steht er in Los Angeles wieder vor Gericht. 82 Frauen hatten ihn des Missbrauchs beschuldigt.

Allerdings suggerieren Kunstprodukte wie „She Said“ eine Abgeschlossenheit, die es abseits der Leinwand nicht gibt. Denn so drastisch der Fall Weinstein war – der extreme Machtmissbrauch, der darin offenbar wurde, stand für ein strukturelles Problem: ein Anspruchsdenken, das in sexuelle Übergriffigkeit mündet. Wie weit verbreitet dieses Problem war, machte MeToo deutlich. Genau damit war die Bewegung sehr erfolgreich: Es scheint, wenn auch nicht überall, dann doch in großen Teilen der Bevölkerung inzwischen Einverständnis darüber zu herrschen, dass bestimmte Dinge nicht in Ordnung sind. Zahlreiche Fälle sexuellen Missbrauchs sind vor Gericht und in den Medien gelandet. Dabei waren in den zwei größten Fällen der vergangenen Jahre – Jeffrey Epstein und R. Kelly –, bei denen es um Vergewaltigung, Menschenhandel und Missbrauch von Minderjährigen ging, die Anschuldigungen schon seit Mitte der Neunzigerjahre bekannt, ohne dass sie vor MeToo weitreichende Konsequenzen gehabt hätten.

### DIE OPFER WAREN WEISS – UND PRIVILEGIERT

Trotzdem kann man sich fragen, was sich bis heute, fünf Jahre nach Beginn der Bewegung, getan hat. Sind die sozialen Medien, die MeToo erst möglich machten, immer noch ein Mittel, um Gerechtigkeit zu fordern? Gibt es einen strukturellen Wandel, der über die prominenten Einzelfälle hinausgeht? Und was sagt die Entwicklung der Bewegung über den heutigen Feminismus aus?

Zu Beginn von MeToo, im Fall Weinstein, ging es zunächst um sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Dass diese Frage ausgerechnet in Hollywood aufkam, einem Ort, der von gewöhnlichen Arbeitsplätzen denkbar weit entfernt ist, war kein Zufall. Zum einen, weil die Zahl der Belästigungen im Filmgeschäft, einer Branche,

Das mag sein. Doch ist es gerade diesem Umstand geschuldet, dass die Bewegung so eine Wucht entwickeln konnte: Die Opfer waren bekannt. Sicher ist es diesen Frauen nicht leicht gefallen, sich öffentlich zu äußern – sonst hätte diese Entwicklung schon viel früher eingesetzt. Wer bekannt ist, hat viel zu verlieren. Aber Schauspielerinnen wie Alyssa Milano, die 2017 dazu aufrief, den Hashtag #MeToo zu verwenden, haben eine andere Reichweite als Frauen, die keine öffentlichen Personen, keine Stars sind.

Das zeigt sich auch daran, dass die MeToo-Bewegung eigentlich nicht in Hollywood gegründet wurde, sondern auf die schwarze Aktivistin Tarana Burke zurückgeht, die damit 2006 auf sexuelle Gewalt gegenüber afroamerikanischen Frauen aufmerksam machen wollte. Nur hatte damals eben kaum jemand zugehört. Burke stellte sich dennoch an die Seite der Schauspielerinnen, statt gegen sie zu arbeiten. Inzwischen profitieren auch Frauen außerhalb der Filmindustrie von der Bewegung, wenngleich längst nicht alle – noch immer finden Akademikerinnen, die in einem großen Unternehmen Karriere machen, mehr Gehör als Busfahrerinnen oder Reinigungskräfte. Doch der Rahmen hat sich erweitert, gerade weil er anfangs klein und exklusiv war.

MeToo war damit automatisch Teil des Popfeminismus, den Celebritys nutzten, um feministische Belange interessant zu machen. Das war an sich nicht neu: Schauspielerin Ethel Barrymore Anfang des 20. Jahrhunderts, Jane Fonda in den Siebzigerjahren, die Spice Girls in den Neunzigern – sie alle generierten Aufmerksamkeit. Aber das ist ein zweischneidiges Schwert: Die Vorstellung, das Bekunden eines einzelnen Stars könne den Aktivismus einer Masse ersetzen, sei „die Achillesferse des Popfeminismus“, schrieb die Journalistin Susan Faludi im Juni in einem Essay in der „New York Times“.

Und so scheint die Bewegung auch ein ungewolltes Erbe mit sich zu bringen. Im Juni erschien ebenfalls in der „New York Times“ ein Artikel mit dem Titel „The Future Isn't Female Anymore“ – die Zukunft ist nicht mehr weiblich. Die Autorin Michelle Goldberg meint, dass der Feminismus seine Strahlkraft verloren habe, ja sogar von einigen jungen Frauen als unangenehm und peinlich empfunden werde. Doch Frauenrechtlerinnen auf der ganzen Welt, die Ereignisse in Iran und die Tatsache, dass die MeToo-Bewegung in Frankreich gerade jetzt richtig Fahrt aufnimmt, zeigen, dass der Feminismus noch lange nicht tot ist. Trotzdem machte Goldberg eine relevante Beobachtung. Sie bezog sich unter anderem auf eine Umfrage, in der 1500 Amerikanerinnen und Amerikaner ihre Meinung zu verschiedenen Sätzen abgeben sollten, die von den Machern der Studie als reaktionär gewertet worden waren. Einer der Sätze lautete: „Der Feminis-

selben Branche bewegte und ebenfalls über einen Hashtag extrem viel Aufmerksamkeit erfuhr: der Prozess zwischen Johnny Depp und Amber Heard. Es war kein Straf-, sondern ein Verleumdungsprozess. Dass er zugunsten Depps endete, führte bei Unterstützern beider Seiten zu der Annahme, dass die MeToo-Bewegung, vielleicht sogar der Feminismus, am Ende seien. Denn genau das, wofür die sozialen Medien oft, auch im Fall von MeToo, gepriesen wurden, nämlich denjenigen eine Stimme zu geben, die vorher keine hatten, wurde der Bewegung im Fall „Depp v. Heard“ zum Verhängnis. Der Prozess wurde live übertragen, und in den sozialen Medien war ein Urteil schnell gefällt: Der Hashtag #JusticeforJohnnyDepp wurde innerhalb eines Monats gut 20 Milliarden Mal benutzt (der Hashtag #MeToo wurde nach Angaben des Pew Research Centers innerhalb eines Jahres 19 Millionen Mal verwendet). Natürlich funktionieren Hashtags heute, auch mithilfe von Tiktok, anders als vor fünf Jahren. Und dass vermutlich viel mehr Leute wissen, worum es bei MeToo als beim Prozess zwischen Depp und Heard ging, zeigt, dass Quantität allein wenig aussagt. Trotzdem ist der Unterschied frappierend.

### IST METOO SCHON AM ENDE?

Die Einfachheit, die für den MeToo-Hashtag so wichtig gewesen war, funktionierte auch hier: Frauen mussten nicht erzählen, was ihnen passiert ist, auch niemanden anzeigen oder anklagen, sondern nur darauf verweisen: auch ich, du kennst mich, es passiert um dich herum. Nur beförderte die einfache Fan-Bekundung den Algorithmus, der auch Hassnachrichten und -videos gegen Heard potenzierte. Die Schauspielerin bekam Morddrohungen. Die zehn Millionen Dollar, die sie Depp nach dem Urteil zahlen muss, wird sie vielleicht aufbringen können. Die Häme, die sich durch den Prozess über sie ergoss, wird sie nicht einfach loswerden. Der Prozess legte offen, wie tief Misogynie und Opfer-Täter-Narrative in unserer Gesellschaft verankert sind, und wie nur ein Klick genügt, um diese Meinung in die Welt zu senden. Für Opfer häuslicher Gewalt, die doch angehalten sein müssen, einen Prozess durchzustehen, war das ein fatales Signal.

Und auch im weiteren Sinn für den Feminismus: Die Hashtags – #MeToo, #TimesUp, #Aufschrei, #BelieveWomen, #BelieveAllWomen – sind leicht zu beanspruchen. Doch bedeutet das längst nicht, dass alle Belange gleich verstanden oder gleich stark vertreten würden. Die Verkürzung hat auch ihre Tücken. Weil MeToo in erster Linie jede Art von Übergriff meint, ist nicht klar: War es ein übergriffiger Kommentar? Ein Klaps auf den Po? Eine Vergewaltigung? Zudem ist es in diesen Tagen nicht besonders gewagt, sich für Frauenrechte einzusetzen – in den sozialen Medien wissen sich

Prominente damit auf der richtigen Seite. Doch einen Hashtag zu posten ist noch kein langfristiges Engagement. So verkommen Begriffe unter Umständen zu leeren Phrasen. Das zeigte der Fall „Depp v. Heard“, in dem die Faktoren, die MeToo so erfolgreich gemacht hatten – Celebritys, soziale Medien – feministische Belange untergruben.

Der Fall verschob auch juristisch die Perspektive: Es ging nicht um Missbrauch, sondern um Verleumdung. Dabei liegt der Fokus nicht darauf, ob der mutmaßliche Täter die Tat begangen hat – sondern in erster Linie darauf, ob die Frau die

Kautionszahlungen und außergerichtliche Einigungen arrangieren können.

Dass außergerichtliche Einigungen, die es im Fall Weinstein zehauf gab, problematisch sein können, greift in „She said“ auch eine der beiden Journalistinnen auf. Aus Sicht des mutmaßlichen Opfers sind sie ein Schuldeingeständnis des mutmaßlichen Täters. Aus der gegenteiligen Sicht aber eine Bestätigung dafür, dass das mutmaßliche Opfer von vornherein nur Geld wollte oder darauf abzielte, einen Mann zu diffamieren. Im März unterzeichnete Präsident Joe Biden ein

Wo endet Flirten, wo beginnt Belästigung? Laut einer Studie, die 2019 in der Zeitschrift „Organizational Dynamics“ veröffentlicht wurde, ist Männern diese Grenze stärker bewusst als Frauen. Wissenschaftler befragten dabei in den USA Männer und Frauen in verschiedenen Branchen, inwiefern MeToo die Atmosphäre am Arbeitsplatz verändert habe. Um zu überprüfen, was die Befragten unter sexuellen Übergriffen verstanden, sollten sie verschiedene Verhaltensweisen daraufhin bewerten.

Männer und Frauen stimmten in den meisten

Wahrheit sagt. Auch deshalb wurde der Prozess als das Ende von MeToo gewertet. „Er stellt die Uhren zurück“, sagte Heard danach, „in eine Zeit, in der eine Frau, die sich zu Wort meldete, öffentlich beschämt und gedemütigt werden konnte.“

Tarana Burke wollte dem Fall diese Relevanz nicht zugestehen. Die MeToo-Bewegung habe dazu geführt, dass Frauen weniger Scham empfinden, wenn sie von Übergriffen berichteten. Daran habe sich durch „Depp v. Heard“ nichts geändert. Das Problem sei vielmehr: „Es ist dasselbe Rechtssystem, auf das ihr euch seit Jahrzehnten verblich für Gerechtigkeit und Rechenschaftspflicht verlassen habt“, schrieb sie auf Twitter. Nicht alle Fälle könnten eben gewonnen werden. Das bedeute aber nicht, dass die Bewegung am Ende sei. Vielmehr sei das System am Ende.

Tatsächlich spielt das Rechtssystem für die Emanzipation von Frauen eine entscheidende Rolle. Nachdem Frauen in den Vereinigten Staaten in diesem Jahr eines ihrer fundamentalen Rechte verloren haben, die Autonomie über ihren Körper, stellt sich die Frage: Kann der Feminismus nach MeToo mehr als nur die Oberfläche anprangern?

Die Abtreibungsgesetze, die auch in europäischen Ländern umstritten sind, könnten ein Impuls dafür sein, dass sich der Feminismus auf die Aufgaben zurückbesinnt, die er sich gesetzt hat: gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen zu schaffen, die Frauen mehr Macht verleihen, und Gesetze zu verändern, die das begünstigen. Denn ein Blick auf einige Fälle der vergangenen Jahre (den Fernsehstar Bill Cosby, den Richter Brett Kavanaugh, den Musiker Marilyn Manson, den Schauspieler James Franco, den Comedian C.K. Lewis, auch wenn sie in ihrer Schwere nicht vergleichbar sind) verdeutlicht: Mit Geld, Macht und sozialem Kapital wird man sich zumindest in den USA nicht selten über Verleumdungsklagen,

Gesetz, das Klauseln in Arbeitsverträgen verbietet, die Arbeitnehmer verpflichteten, Fälle von sexueller Belästigung und Missbrauch nicht vor Gericht, sondern privat zu regeln. Angeblich waren etwa 60 Millionen Amerikaner von solchen Klauseln betroffen, oft ohne es zu wissen.

Außergerichtliche Einigungen schaffen auch keine Präzedenzfälle. Es war ein Teil der MeToo-Agenda, Prozesse vor Gericht auszufechten, sodass Männer nicht straffrei weitermachen können. In Deutschland dagegen herrscht das Legalitätsprinzip, das heißt, ein möglicher Strafverstoß muss vor Gericht gehen, es gibt keine vergleichbare außergerichtliche Einigung. Dazu muss es aber erst zu einer Anzeige kommen.

### FAST WÖCHENTLICH NEUE FÄLLE

Auch hierzulande war sexuelle Belästigung lange nicht strafbar. Fälle dieser Art sind bis heute schwer vor Gericht zu verhandeln, weil oft Aussage gegen Aussage steht. Zudem wird einem Beschuldigten umgehend ein Pflichtverteidiger zur Seite gestellt, während Opfer meist einen Beistand eigens beantragen müssen. Viele Frauen ziehen ihre Anzeigen zurück oder ändern ihre Aussagen. In Deutschland hängt wie in den Vereinigten Staaten die Antwort auf die Frage, ob ein Täter verurteilt wird, oft immer noch davon ab, ob das Opfer den Prozess durchhält.

Neue Fälle von prominenten Männern, die übergriffig gewesen sein sollen, gibt es inzwischen fast wöchentlich. Eine Gegenreaktion auf MeToo ist, eine „Callout Culture“ zu kritisieren: Es gehe zu sehr darum, falsches Verhalten anzuprangern. Dass Männer sarkastisch fragen, ob etwas „jetzt schon MeToo war“, zeigt, dass MeToo die Fronten zwischen Frauen und Männern verhärtet hat – und die Männer sich vor einer dezidierten Auseinandersetzung damit scheuen.



AB 29. DEZEMBER IM KINO

# Dieser Duft hält sich

Von Anna Vollmer

Fotos Jens Gyarmaty

Kilian Hennessy, Erbe der berühmten Cognac-Familie, wollte eigenständig sein – und gründete eine Parfumarie unter seinem Vornamen. Nun riecht es nach Expansion.

Ein bekannter Name kann Türöffner und Bürde zugleich sein. Kilian Hennessy empfand ihn zunächst eher als Hemmnis. Keine Erwähnung des Namens Hennessy ohne den Hinweis, dass er der Erbe der berühmten Cognac-Dynastie ist. (Dieser Text macht es nicht besser.) Dabei wollte Kilian Hennessy nie für das Familienunternehmen arbeiten, das H im Luxuskonzern LVMH. „Aus zahlreichen Gründen, die nur mein Therapeut kennt.“ Hennessy sagt das scherzend, aus der Position eines 50 Jahre alten Firmengründers, der gerade das 15. Jubiläum seines Parfumlabeils Kilian feiert – und sich daher hinreichend von seiner Familie emanzipiert hat, um mit dem Erbe entspannter umgehen zu können.

Wir sitzen in der „Fragrance Bar“ des Ritz-Carlton in Berlin. Der Name vereint zwei Dinge, mit denen man Hennessy inzwischen verbindet: Drinks und Düfte. „Immerhin beides Alkohol“, sagt Hennessy und lacht. Der Grund für seine Karriere in der Parfumarie war diese Gemeinsamkeit aber nicht. Die war vielmehr einem Zufall geschuldet.

Mit Anfang 20 studierte er Kommunikation an der Sorbonne. Und beschäftigte sich in seiner Abschlussarbeit mit einer Frage, deren Antwort auch beim Schreiben eines Artikels über Parfum hilfreich wäre: Wie kann man Gerüche beschreiben? Während es für andere Sinnesindrücke Alltagsvokabular gibt (eine grüne Couch ist auch sprachlich genau das – eine grüne Couch), gilt das für Gerüche nicht: „Wenn normale Leute über Parfum reden, müssen sie es mit etwas vergleichen, von dem sie glauben, es sei der Ursprung dieses Geruchs“, sagt Hennessy. „Also sagen sie etwa: Es riecht wie gemähtes Gras. Wenn ich aber mit einem Parfümeur spreche, würde ich sagen: Das ist ‚Triplal‘.“

Solche Begriffe kennt kaum jemand, auch Hennessy kannte sie zuvor nicht. Um sie zu lernen, das riesige Vokabular der Parfumarie zu verstehen, besuchte er, während er mit der Abschlussarbeit beschäftigt war, eine Parfumschule. Danach hatte er seine Forschungsfrage zwar nicht gelöst – wir sprechen noch immer von gemähtem Gras und nicht von Triplal –, doch er wusste, was er tun wollte im Leben.

Nach Stationen in großen Parfumariehäusern gründete er sein Label Kilian. Obwohl Hennessys Düfte teuer sind, 50 Milliliter kosten in der Regel rund 260 Euro, hatte er bald Erfolg. Love, don't be shy, einer der ersten Düfte, der – um einen Vergleich zu bemühen – an Marshmallows erinnert, gilt als der Lieblingsduft von Rihanna.

Hennessys Leidenschaft für Parfum, die man ihm anmerkt, wenn er von seinen Düften erzählt, mag der Hauptgrund für den Erfolg gewesen sein. Realistischerweise war seine Herkunft aber auch nicht hinderlich. Zwei Dinge habe ihm seine Familie vermittelt, sagt Hennessy: der Qualität



immer oberste Priorität zu geben und sich einen gewissen Sinn für Risiko und Abenteuer zu bewahren. Sein Großvater habe immer gesagt: „Lieber können wir ein Jahr nicht liefern, als Abstriche bei der Qualität zu machen.“

Doch auch Qualität ist kein Selbstläufer. Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte sein Großvater, Cognac in Japan zu verkaufen, und scheiterte kläglich. Seinem Vater gelang es hingegen, den ersten Cognac in China zu vertreiben. Aus diesen Erzählungen und Erfahrungen habe er gelernt, sagt Hennessy. Und selbst, zum Beispiel, schon sehr früh seine Parfums in Russland verkauft. Die Zwischenfrage, ob er das immer noch tue, beantwortet er knapp: nein.

Auch die Produkte von Kilian zeigen, dass der Franzose sich doch nicht ganz von seinen Wurzeln entfernt hat. Einige der Parfums tragen Namen wie Vodka on the Rocks oder Intoxicated;

Nosing statt Tasting: Kilian Hennessy stellt seine Düfte in Berlin vor.

in den dazugehörigen Werbekampagnen geht es ums Ausgehen, um die Verführung, um die Nacht. Dazu gehören, so vermittelt es Hennessys Marke, ein Duft und ein guter Drink. In seiner Parfumarie Liqueurs, zu der auch der Duft Angels' Share gehört, ist diese Verbindung nicht mehr nur implizit. Die Düfte, heißt es auf der Homepage, sollen dem Familienerbe Tribut zollen. Besonders gilt das für Angels' Share, eine Hommage an die Cognac-Keller der Hennessys: Was aus den Fächern entweicht und verdunstet, nennt man in der Destillerie-Branche den „Schluck für die Engel“. Für diesen Duft, sagt Hennessy, habe er 13 Jahre gebraucht. Denn wenn man schon die Möglichkeit hat, die Erinnerung an die eigene Kindheit in ein Parfum zu verwandeln, sollte das Ergebnis auch stimmen.

In den 15 Jahren, in denen Hennessy seine Firma nun führt, ist die Welt eine andere geworden. Besonders in den vergangenen fünf Jahren habe sich vieles gewandelt, sagt er, die Branche, die Kundenansprüche, auch die Düfte. Parfums müssten nun deutlich intensiver riechen als noch vor einigen Jahren: „Die Kunden wollen, dass ein Duft 24 Stunden hält und der ganze Raum danach riecht, das halten sie für Qualität.“ Das sei zwar „Unsinn“, sagt Hennessy, doch Auswirkungen habe die Entwicklung trotzdem: „Einen Duft wie Good girl gone bad könnte ich heute nicht mehr rausbringen.“ Dabei ist das einer seiner erfolgreichsten Düfte.

Geändert hat sich auch das Verhältnis der Geschlechter, das Bild von Geschlecht im Allgemeinen. Wie viele Parfumarie- und Kosmetikunternehmen wirbt auch Kilian mit schönen, eleganten Frauen, die herkömmliche Bilder nicht gerade herausfordern. Trotzdem sind die Düfte des Unternehmens weder Frauen noch Männern zugeordnet, waren es nie. Nicht unbedingt wegen des Zeitgeists, sondern „weil die Natur kein Geschlecht hat“, wie Hennessy sagt. Die Zuordnung, was weiblich, was männlich rieche, sei willkürlich: „Geranium ist der Inhaltsstoff, mit dem man Rosenduft imitiert – ein entscheidender Inhaltsstoff für Männerparfums. Aber Rosen werden als weiblich wahrgenommen. Das ergibt keinen Sinn.“ Junge Parfümeure entfernten sich deshalb heute von diesen Zuschreibungen.

Seit 2016 gehört Kilian zum Kosmetikkonzern Estée Lauder. Auf die Frage, ob sich seither etwas geändert habe, reagiert Hennessy fast genervt: Alles sei wie vorher. Nur dass das Unternehmen immer weiter wächst. Als nächstes will Hennessy seine Marke auf dem Kosmetikmarkt etablieren. Zu den Lippenstiften, die es schon gibt, soll Make-up für alle Hauttöne kommen. Und es werden natürlich neue Parfums entwickelt, die weiterhin den Ideen des Firmengründers entspringen. Inspiration, sagt er, könne dabei alles sein: ein Bild, die Periode eines Künstlers, ein Buch, ein Thema, ein Gefühl. Gibt es eine Idee, folgt der Name – und erst dann der dazugehörige Duft. „Es ist wie bei einem Regisseur“, sagt Hennessy. „Man kann seine Schauspieler nicht wählen, ohne ein Drehbuch zu haben.“ Der Name ist das Drehbuch, zu dem die jeweiligen Zutaten und auch der Parfümeur, mit dem Hennessy zusammenarbeitet, passen müssen. Man probiert und probiert, riecht und riecht, Zutat für Zutat. Bis man die Kombination, den Duft gefunden hat, der die Idee in einen Geruch übersetzt.

Die Entwicklung eines Parfums dauert in den meisten Fällen ungefähr ein Jahr. Das könne nervenaufreibend sein: „Wenn wir nach zwei, drei, vier Monaten noch keine einzige Zutat gefunden haben, denke ich: Ich werde es niemals schaffen. Das ist, wie einen Gipfel im Himalaja zu besteigen.“ In einem einzigen Jahr erscheinen Tausende Düfte. Jedes Mal aufs Neue einen zu finden, der nicht so riecht wie all die anderen, sei die größte Herausforderung. Und obwohl er jedes Mal, wenn ein neuer Duft auf den Markt kommt, gestresst und nervös das Feedback der Kunden erwartet, nehme er diese Herausforderung immer noch gerne an. ◀



KALDEWEI DUSCHBODEN SUPERPLAN ZERO

## KALDEWEI

Choreografien aus Präzision und Eleganz

SUPERPLAN ZERO aus Stahl-Emaille verbindet die Kraft des Stahls mit der Schönheit der Glasoberfläche in einem Duschboden. Edel und voller Anmut fügt er sich in die Gesamtkomposition des Raumes ein.

PHOTOGRAPHER Bryan Adams

Visit [KALDEWEI.COM](http://KALDEWEI.COM)

DANCER FEDERICO SPALLITTA



**Rouge Coco in Gabrielle von Chanel** (etwa 34 Euro)

Mit Schimmerpartikeln durchzogen, weich und pflegend auf den Lippen. Lässt die Lippen besonders stark glänzen. Färbt stark auf den Kaffeebecher ab. Auffrischung nach dem Trinken!



**The Only One in Passionate Dahlia von Dolce & Gabbana** (etwa 38 Euro)

Kräftige Farbabgabe, weiches Tragegefühl. Hält gut auf den Lippen und verschmiert nicht durch das Tragen einer Maske. Nach dem Essen Auffrischung nötig. Deutliche Zeichen auf dem Kaffeebecher.



**L'Absolu Rouge Drama Matte in French Touch von Lancôme** (etwa 35 Euro)

Angenehmes Tragegefühl, die Lippen fühlen sich weder trocken noch spröde an. Trinken schadet der Farbe nicht, obwohl der Kussmund auf dem Becher bleibt.



**Rouge Hermès in Rouge Grenat von Hermès** (etwa 69 Euro, limitierte Edition)

Matt und von Glitzerpartikeln durchzogen. Fühlt sich auf den Lippen sehr geschmeidig und glänzend an. Haltbarkeit auch beim Essen und Trinken gut. Kaum Spuren auf dem Kaffeebecher.



**Powermatte Lipstick in Dragon Girl von Nars** (etwa 30 Euro)

Matt mit langer Haltbarkeit, trotzdem fühlen sich die Lippen weich an. Tragegefühl: überraschend zart. Essen, trinken, Maskentragen können ihm nichts anhaben. Daher kaum Spuren auf dem Becher.



**Modern Matte Powder Lipstick in Murmur von Shiseido** (etwa 28 Euro)

Angenehm weich auf den Lippen, allerdings auch nach langer Trocknungszeit nicht matt. Trotzdem: Haltbarkeit gut, auch bei Auf- und Absetzen einer Maske. Kaffeebuss dennoch deutlich.

## Kaffee mit Kuss Von Johanna Schwanitz

Hält er, was er verspricht? Nicht immer! Manchmal bleibt roter Lippenstift schon beim ersten Schluck hängen. Ein Sechs-Tage-Praxistest.

Halten sie? Gehen sie ab? Verwischen sie? Bleiben sie irgendwo hängen? Zu Lippenstiften kann man viele Fragen stellen. Wir haben den Test gemacht: sechs Tage, sechs Lippenstifte, sechs Kaffeebecher – und sechs ungeschminkte Antworten.

Wichtig sind rote Lippenstifte schon lange. Im alten Ägypten sollen sich Frauen und Männer mit roter Farbe die Lippen geschminkt haben. In Rom trugen Frauen der Oberschicht die Lippen in Rot, um sich von den Armen abzuheben. Und vor mehr als 100 Jahren half der Lippenstift im Kampf um Frauenrechte: Elizabeth Cady Stanton und Charlotte Perkins Gilman trugen rote Lippen, um Zeichen für die Emanzipation zu setzen.

Der Lippenstift verleiht Haltung, schenkt Selbstbewusstsein und sendet Signale. Er ist seriös und klassisch, zugleich anziehend und erotisch. Wie der Berliner Visagist René Koch sagt: „Eine Frau, die einen Lippenstift trägt, wird sieben Sekunden länger angesehen als eine Frau ohne Lippenstift. Und was kann in sieben Sekunden nicht alles geschehen?“

Den ersten Lippenstift in Stifform stellten Pariser Parfümeure 1883 auf der Weltausstellung

im Amsterdam vor: einen in Seidenpapier eingewickelten Stift aus Rizinusöl, Hirschtalg und Bienenwachs. Das war umständlich, der Stift färbte die Finger und war ein Ladenhüter. Um 1900 erfand Guerlain den Lippenstift in Metallhüllen. Heute gibt es ihn als klassischen Stift oder in flüssiger Form, in matt oder glänzend. Viele sollen kussecht sein und nebenbei die Lippen pflegen.

Der symbolische Wert des Kosmetikutensils erschließt sich auch durch den „Lipstick-Effect“: In einer Krise kaufen Menschen mehr Lippenstifte. Fehlt ihnen das Geld für teure Kleider oder Schmuck, wird Lippenstift zum kleinen Luxus, der sichtbar ist. Bekannt wurde die Theorie durch Leonard Lauder, bis 2009 Chef des Kosmetikkonzerns Estée Lauder. Nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 stellte er fest, dass sein Unternehmen mehr Lippenstift als normalerweise verkaufte. Er folgerte: Wenn die Wirtschaftslage instabil ist, steigen die Umsätze, weil Frauen ihre Stimmung mit preiswertem Lippenstift statt mit 500-Dollar-Riemchenpumps verbessern.

Jetzt sind wir wieder in Krisenzeiten: die Pandemie, der Krieg in der Ukraine, die Energiekrise, die Klimakatastrophe. Der Lippenstift wird uns sicher nicht aus den Krisen führen. Aber es könnte von Nutzen sein, ihn wieder aufzutragen. Schließlich verbessert gerade roter Lippenstift die Stimmung. Und weil in der dunklen Jahreszeit ein Stimmungsaufheller helfen kann, habe ich mir also Lippenstifte genauer angeschaut.

Worauf kommt es dabei an? Wichtig sind, neben der Farbe natürlich, Haltbarkeit und Tragegefühl. Daher habe ich jeden Lippenstift einen ganzen Tag lang getragen und vor keinem Essen Halt gemacht. Weil wir noch immer mit dem Coronavirus zu tun haben, habe ich – auch über einen längeren Zeitraum – eine Maske getragen und sie mehrmals auf- und wieder abgesetzt.

Die Lippenstifte habe ich ohne Lipliner verwendet, schließlich können Lipliner das Tragegefühl und vor allem die Haltbarkeit der Lippenstifte verändern. Damit ich trotzdem vor allem die dunkleren Lippenstifte ordentlich auftragen konnte, hatte ich einen Lippenpinsel zur Hand, habe die Ränder mit Concealer gesäubert und diese dann mit ein bisschen transparentem Puder fixiert.

Waren die Lippen dann geschminkt, stellte sich die Frage, ob die Lippenstifte kussecht sind und wie versprochen wirklich zehn Stunden halten. Mit Kaffee-to-go-Bechern bin ich dieser Frage auf den Grund gegangen: Nach dem Kaffeegenuss habe ich geprüft, ob und wie sehr die Lippenstifte ihre Spuren auf dem Becher hinterlassen haben.

Nach sechs Tagen und sechs Lippenstiften gibt es für mich in Sachen Haltbarkeit einen klaren Sieger: Der Powermatte Lipstick von Nars hat am wenigsten abgefärbt, fast den ganzen Tag gehalten und hat sich trotzdem die ganze Zeit über angenehm zart auf den Lippen angefühlt. Den schönsten Kussmund auf dem Becher hat allerdings Gabrielle von Chanel hinterlassen. Da bekommt man Lust auf mehr.

Fotos: Johanna Schwanitz

# # M Y A T T I T U D E

SHOW YOUR CONFIDENCE.  
IT'S YOUR BEAUTY.

MERZ AESTHETICS empowers people to confidently express their unique attitude. We help them to look better, feel better, live better. [merz-aesthetics.info](https://merz-aesthetics.info) @merzaesthetics\_de  
Copyright © 2022 Merz Aesthetics GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Merz Aesthetics® ist ein eingetragenes Markenzeichen der Merz Pharma GmbH & Co KGaA.



Vor dem Ersten Weltkrieg trugen Skifahrerinnen noch Röcke. In den Zwanzigerjahren emanzipierte sich die Frauenskimode, wie dieser Skianzug in Haselnussbraun zeigt, mit Überfallhose (benannt nach dem überfallenden Bereich der Hose, der mehr Bewegungsfreiheit ermöglichte) und einem zweireihig geknöpfen Sportjackett mit Gürtel. Die Hose wurde so am Schuh befestigt, dass kein Schnee eindringen konnte. Die Augen schützt eine Zelluloid-Faltbrille, die es in diesem Design bis in die Fünfzigerjahre gab. Den Kopf ziert eine Flap-Cap mit Ohrenklappen, die selbstgenähten Fäustlinge aus dem Stoff einer Küchenschürze halten Bambusstöcke mit großen Tellern aus Holz und Lederverstrebungen. Die Sohle der lederen Schnürskistiefel ist an den kritischen Stellen mit Metall verstärkt. Der Bilgeri-Ski mit gleichnamiger Bindung stammt aus den Zehnerjahren. Der österreichische Skipionier Georg Bilgeri (1873-1934) brachte als Oberst der österreichisch-ungarischen Armee das Skilaufen bei und erfand eine Bindung, die den Skiboomb nach dem Ersten Weltkrieg prägte – auch weil damals viele Bilgeri-Ski aus Militärbeständen günstig zu haben waren.



Ein gelber Traum von einem Skipulli aus den Fünfzigern, den es ähnlich, nur kürzer geschnitten, schon in den Dreißigerjahren gab. Auffallend sind der hohe Kragen, die schöne Rippenstruktur und der lässige Faltenwurf. Pullover waren vor dem Siegeszug des Reißverschlusses eine ideale Form der Skibekleidung: nicht zu schwer, gut temperiert wegen der im Strickmuster eingeschlossenen Luft und ohne überflüssige Öffnungen, durch die Schnee dringen konnte. Zudem war Gestricktes vor der Erfindung der Stretchfasern das erste dehnfähige Material. Dazu trug der Skifahrer der Zwanziger und Dreißiger eine Knickerbocker-Hose, deren weiter Schnitt Bewegungsfreiheit garantierte. Die Sportstrümpfe im Norwegermuster erinnern an das skandinavische Erbe des Skifahrens. Der Ski selbst ist ein frühes Modell aus der Schweiz aus den Zehnerjahren – schon damals mit eingetragtem Logo auf der Unterseite der Skispitze! Der Hersteller Richard Staub aus Zürich dachte bereits 1906 an Skiränder aus Messing. Bei der Bindung fällt auf, dass sie fast komplett aus Leder besteht. Den Halt der Knöchel in den Skistiefeln konnte man mit den hellen Lederriemen verstärken.

## Schnee wie gestern

Von Claus Lochbihler (Text) und Christof Simon (Fotos)

Thomas Bachnetzer sammelt Skigeschichte – und bringt mit seiner Schwester Verena vergangene Pisten-Jahrzehnte wieder in Fahrt.

In den Fünfzigerjahren wurde die Skimode körperbetonter – besonders die Hosen. Die Keilhose war das Skimode-Utensil der Fünfziger, das im Lauf des Jahrzehnts dank erster Stretchfasern noch enger wurde. Oberhalb der Taille wird es skandinavisch: Die perfekt abgestimmte Kombi aus Skipullover und Bommelmütze wurde möglicherweise nach einem Strickmuster selbst gefertigt – darauf deutet das Fehlen eines Labels hin. Die klassische Gletscherbrille verleiht einen verwegenen alpinistischen Look. An den Bambusstöcken fallen die feinen Lederschlaufen und Griffe auf, dazu passen die gut erhaltenen Lederhandschuhe. Der hochwertige Holzski – Modell Super-Kombi – mit damals moderner Kabelzugbindung, Stahlkanten, Sandwichbauweise und Kunststoffbelag wurde von Sport Schuster in München verkauft. Wie er sich fährt? „Läuft immer noch gut, wenn man ihn wachseht“, sagt Bachnetzer, der mit ihm manchmal an Nostalgie-Skirennen teilnimmt. Allerdings müsse man sich an den lockeren Halt im nur knöchelhohen Lederschuh mit Innen- und Außenschnürung und das Spiel in der Bindung gewöhnen. Sein Rezept: „Noch viel mehr in die Knie gehen als sowieso schon.“



In den frühen Sechzigerjahren fuhr eine junge Deutsche mit ihren Eltern in die Schweiz zum Skifahren – und kaufte sich diese Skikombi in Blau. Der Anorak mit Strickbündchen und Taschenklappen stammt laut dem Label aus Basel, die dehnbare Steghose aus Arosa. Auffallend sind die gesteppte Bügelfalte und das Material aus 50 Prozent Wolle und 50 Prozent Stretchfaser, die die Hose – ganz ohne Kniebeule – in Längsrichtung dehnbar machte. Eine „Gspannte“, so der Spitzname dieser Hosen, ließ das Bein schlank und schnell wirken. Jahrzehnte später bot die Skifahrerin den Skianzug zum Kauf an – und Thomas Bachnetzer schlug zu. Die französische Froschaugenbrille sitzt auf einem orangefarbenen Skihelm von Bogner, der eher an einen Reit- als an einen Skihelm erinnert. Der Riesenslalomski, ein Blizzard Epoxy, ist mit einer Marker-Bindung und Fangriemen versehen. Es ist ein Ski mit Holzkern, der sich ansonsten stolz „plastifiziert“ nennt und den Übergang von der reinen Holz- zur modernen Hybridbauweise markiert, bei der der Holzkern nur ein Bestandteil unter vielen Materialien ist. Die Skistöcke sind nicht mehr aus Bambus, sondern aus Metall.

„Die Siebziger mit ihren Farben und Jethosen taugen mir gewaltig“, sagt Thomas Bachnetzer, selbst Jahrgang 1978. Die Jethose von Ellesse in den italienischen Nationalfarben – wegen der Kniepolster aus den späten, nicht den frühen Siebzigern, wie der Sammler anmerkt – bringt ihm regelmäßig Einladungen nach Italien ein, wenn er Bilder davon auf Instagram postet. Passend zum Rot der Jethose, die man an den Schnallen einhängen konnte: der Skipullover von Kneissl unter dem gelb-blauen Anorak von Hauser Sport Made in France. Nur stürzen sollte man nicht: Auf dem glatten Nylonmaterial mit Glanzeffekt rutschte mancher nicht auf Ski, sondern auf dem Rücken gen Tal. Die Skibrille von Carrera tönt die Welt in das attraktive Gelb des Anoraks und der Mütze, die Füße stecken fester, aber auch schwerer denn je in einem Fünfschnaller aus Plastik des französischen Herstellers Heckel. Zur Optik des Slalomhelden passt der Ski des Südtiroler Herstellers Sarner, der von 1974 bis 1979 Ski produzierte. 2020 wurde die Marke aus dem Sarntal wiederbelebt. Ein schönes Detail: das Band am Hinterbacken der Bindung in den italienischen Farben der Jethose.



Und noch einmal die Siebziger, dieses Mal in Blau-Weiß-Rot und Gelb-Blau. In beiden Fällen wird das Outfit mit einer spacigen Kopfbedeckung von CAPO gekrönt. Das Unternehmen war ursprünglich ein Huthersteller (seit 1912) aus dem Bregenzerwald, heute hat es seinen Sitz in Chemnitz. Das Logo des Österreichischen Skiverbands und die integrierte Skibrille unterstreichen den Partnerlook. Die Skijacke links ist von Kneissl, die Hose von Golden Team. Der Ski dazu stammt wieder von Sarner, mit einer Salomon-Bindung, die Handschuhe sind von Rika, der Marke, mit der auch Österreichs Abfahrtscheld Franz Klammer einst zu Tal raste. Die dunkle Jethose rechts von Bogner ist aus den frühen Siebzigern (noch ohne Kniepolster!), der Anorak von Anba of Austria. In diesem Jahrzehnt, schätzt Bachnetzer, waren noch 90 Prozent der in Österreich verkauften Skikleidung „Made in Austria“. Auf dem grünen White Star von Kneissl, mit dem er posiert, ist eine Bindung von Marker montiert, die unter dem Namen „Blasenbindung“ bekannt war. Weil man mit ihr auch auf Skitour gehen konnte. Aber nicht ohne Blasen.



SEID  
VERNÜNFTIG,  
HABT SPAR

FRIEDRICH LIECHTENSTEIN - MAÎTRE DE PLAISIR



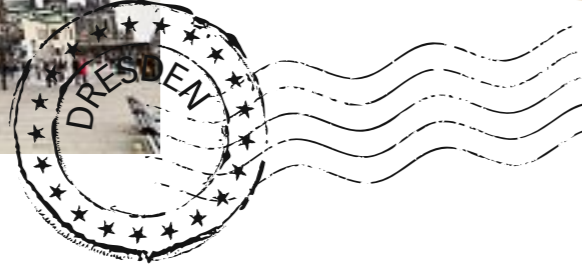
PLAY IT LOUD!

CASINO  
BADEN-BADEN

Die Brühlsche Terrasse am Altstädter Elbufer wird auch „Balkon Europas“ genannt. Drunter macht es der Dresdner nicht. Tatsächlich bietet sie herrliche Ausblicke auf die Neustadt und die Dampfschiffe auf der Elbe. Um die Ecke liegt das Albertinum mit der Galerie Neue Meister, eine der berühmtesten deutschen Sammlungen der Moderne. Benannt ist die Terrasse nach Graf Heinrich von Brühl, Premierminister Augusts des Starken, der hier sein Anwesen hatte.



Die drei Kurrende-Sänger sind Teil des riesigen Schwibbogens, der das Tor zum Dresdner Striezelmarkt bildet. Im Jahr 1434 fand er erstmals auf dem Altmarkt statt, heute ist er der Touristenmagnet schlechthin. Nach zwei Jahren Pandemie-Pause gibt's hier wieder Glühwein, Bratwurst und Räuchermännel.



## Grüße aus Dresden

Von Stefan Locke

Endlich gibt es wieder Glühwein, Bratwurst, Räuchermännel. Aber Sachsens Landeshauptstadt eröffnet auch Blicke in eine schillernde Vergangenheit.

Wer mit wachem Blick das Dresdner Schloss umrundet, dem wird das merkwürdige Schutzgitter im Erdgeschoss gleich auffallen. Durch die notdürftig geflickte Öffnung am unteren Ende stiegen die Diebe im November 2019 ins Grüne Gewölbe ein und stahlen Juwelen von unschätzbarem Wert. Die Schatzkammer ist für Besucher wieder geöffnet. Sie sollten aber besser die Tür nehmen.



Die Wettiner, die Sachsen 800 Jahre lang regierten, hinterließen viele Prachtbauten. Dazu zählt das nördlich von Dresden gelegene Jagdschloss Moritzburg. Berühmt wurde es als Drehort des Märchenfilms „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“. Jährlich zur Weihnachtszeit sind im Schloss Ausstellungen mit Requisiten und Geschichten rund um die Dreharbeiten zu sehen. Und auf einer Freitreppe ist der symbolische Schuh zu bewundern, den die Prinzessin in spe verlor.



Gefüllte Spitzen sind neben Stollen, der hier Striezel heißt, und Eierschecke ein Klassiker des Dresdner Naschwerks. Die mit Konfitüre, Sauerkirschen oder Marzipan gefüllte Leckerei kommt aus Pulsnitz östlich der Stadt. Acht Familienbetriebe bewahren dort das traditionelle und in Deutschland einmalige Handwerk des Pfefferkühlers.



Sportlich ist in Dresden nicht nur Dynamo. Neben Hand-, Volley- und Football gibt es eine rege Eissportszene. Die Eislöwen spielen in der Zweiten Bundesliga, Eisschnellläuferinnen wie die Olympiasiegerinnen Karin Enke und Christa Luding trainierten hier, im Shorttrack hat sich der Eislaufverein Dresden Renommee erarbeitet. Im Winter können sich auf der Eislaufbahn Hobbyläufer und künftige Weltmeister austoben.



Kurfürst August der Starke, zeitweilig auch König von Polen, gab dieses Denkmal seiner selbst persönlich in Auftrag. Seit 1736, drei Jahre nach seinem Tod, steht der mit Blattgold umhüllte reitende Regent am Neustädter Elbufer auf dem Sockel. Nach der Legende konnte er Hufeisen mit bloßer Hand zerbrechen, und er soll Vater von 365 Kindern gewesen sein. Die sächsischen Ministerpräsidenten müssen sich bis heute an ihm messen lassen – zumindest in Sachen Popularität.

VOR UNS DIE WELT

## SEIT JEHER UNSER KURS: MASSTÄBE SETZEN.

An Bord unserer kleinen Schiffe erleben Sie Freiraum in einem noch nie dagewesenen Maß. Genießen Sie die Symbiose aus perfektem Luxus, individueller Entspannung und inspirierenden Momenten, wenn Sie den Horizont der Welt zu Ihrem machen.

Folgen Sie uns auf unserem Kurs: [www.hl-cruises.de/leinen-los](http://www.hl-cruises.de/leinen-los)

HIER GEHT ES ZU  
IHRER TRAUMREISE:



JETZT  
INFORMIEREN  
UND BUCHEN.



HAPAG <sup>18</sup>/<sub>91</sub> LLOYD  
CRUISES



## Mein Sohn meint, ich habe keinen Humor. Aber übers Leben kann ich schon manchmal lachen.



Sie stammt aus einer Ost-Berliner Arztfamilie, studierte nach der Wende Medizin und ist promovierte Ärztin. Aber schon mit 17 Jahren drehte **Christiane Paul** ihren ersten Film: „Deutschfieber“. Nach der Geburt ihrer Tochter Mascha 2002 konzentrierte sie sich zunehmend auf die Schauspielerei. Heute gehört sie zu den gefragtesten deutschen Schauspielerinnen. Zu ihren größten Erfolgen zählt der Fernsehthriller „Unterm Radar“, für den sie als Hauptdarstellerin 2016 mit einem Emmy ausgezeichnet wurde. Nebenher engagiert sich die Acht- und vierzigjährige sozial, war unter anderem nationale Botschafterin der Welt-AIDS-Tag-Kampagnen. Jetzt ist sie als Frau Schlotterbeck in der Neufilmung des „Räuber Hotzenplotz“ nach Otfried Preußler im Kino zu sehen.

### Was essen Sie zum Frühstück?

Ich trinke eine Tasse schwarzen Tee, einen englischen PG Tips, mit Milch und Honig. Unter der Woche frühstücke ich selten, weil ich dazu keine Zeit oder nicht die Nerven habe. Am Wochenende esse ich aber gerne ein Brötchen und ein Ei.

### Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Wenn ich in Berlin bin, kaufe ich oft in meinem Kiez in Schöneberg bei „Greta & Luis“. Privat trage ich auch gerne Closed und Lala Berlin. Zeitlich bedingt kaufe ich öfter auch online ein.

### Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Nachthemd von meiner Großmutter. Es hat ein feines rot-weißes Hahnenrittmuster. Ich habe das als Kind an ihr geliebt, und sie auch, darum habe ich es noch. Tragen tue ich es aber nicht.

### Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Heute. An mein Kreditkarteninstitut. Das ist jetzt grad ein bisschen unromantisch und auch nicht ernst gemeint. Aber tatsächlich schreibe ich noch viel mit der Hand. Zettel an die Familie zum Beispiel, wenn ich morgens früh los muss, dann mache ich alles fertig und lege eine handgeschriebene Notiz dazu.

### Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Als Teenager habe ich viel von Erich Maria Remarque gelesen, auch Werke, die nicht so bekannt sind wie „Drei Kameraden“. Die Sprache hat mich wahnsinnig berührt, auch wenn es oft kitschig ist. Auch später haben mich Bücher bewegt, etwa Siri Hustvedts „Was ich liebte“ oder zuletzt Celeste Ngs „Little Fires Everywhere“. Aber als Erwachsener ist man nicht mehr so empfänglich wie als Heranwachsender, weil man da wohl noch nicht so vom Leben geprägt ist.

### Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Mit der „Tagesschau“-App.

### Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich war früher total schlecht im Smalltalken. Im Laufe der Jahre, auch durch Veranstaltungen, die zu meinem Beruf gehören, lernt man das ein bisschen. Aber ich spreche lieber mit den Menschen, die ich wirklich mag. Da brauche ich keinen Smalltalk, weil es schnell um spannende, interessante Themen und nicht um irgendwas Oberflächliches geht. Denn das ist ja Smalltalk: ein Thema, das man sich angeschafft hat, um damit in der Geschäftswelt zurechtzukommen.

### Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich war in den Ferien mit meinen Kindern an der Ostsee, und da „müssen“ sie mit mir immer alte Filme gucken. Das ist schon ein bisschen Tradition. Diesmal habe ich ihnen „Philadelphia“ mit Tom Hanks und Denzel Washington gezeigt. Den hatte ich selbst 30 Jahre nicht gesehen, und er ist natürlich in die Jahre gekommen, auch was das Thema angeht. Als Gesellschaft sind wir heute viel weiter. Aber Hanks und Washington finde ich nach wie vor grandios, und die Szene, wie Hanks die Opernarie „La mamma morta“ erklärt, hat selbst meine Kinder ergriffen. Genauso wie die Beerdigungsszene am Schluss.

### Sind Sie abergläubisch?

Ja! Schuhe stelle ich nie auf den Tisch, bei „toi, toi, toi“ nie „Danke“ sagen, und natürlich klopfе ich auf Holz und drücke mir oft selbst die Daumen.

### Worüber können Sie lachen?

Mein Sohn meint, ich habe keinen Humor. Da muss ich schmunzeln. Aber übers Leben an sich kann ich schon manchmal lachen.

### Ihr Lieblingsvorname?

Als ich ein Kind war, wollte ich immer Mascha heißen, weil es da ein Märchen gab, das „Mascha und der Bär“ hieß. Später musste meine Tochter dann dran glauben. Sie heißt Mascha.

### Machen Sie eine Mittagspause?

Als ich noch als Ärztin gearbeitet habe, war es so, dass Chirurgen nie Mittagspause gemacht haben, Internisten immer. Ich war stolz, dass wir das in der Chirurgie nie gemacht haben, weil wir für sowas keine Zeit haben, sondern voll durchziehen. Heute finde ich es schade, dass man bei längeren Drehs gerade im Ausland mittags nicht mehr im Team zusammen isst. Eine Pause ist gut, um selbst zu Kräften zu kommen, aber auch, um mit anderen zu kommunizieren.

### In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich bin ganz gerne in Deutschland.

### Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Milch.

### Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ohne Auto. Wir haben ein Elektroauto, aber in der Stadt fahre ich fast nur Fahrrad oder benutze öffentliche Verkehrsmittel. Und ich gehe gerne zu Fuß, gerade nach dem Dreh, selbst wenn es eine Stunde bis ins Hotel ist. Das gibt mir ein Gefühl von Freiheit.

### Was ist Ihr größtes Talent?

Ich glaube, dass ich sehr hartnäckig bin und nicht so leicht aufgebe.

### Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Zu vieles.

### Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Michail Gorbatschow. Er hat den Kalten Krieg beendet und der Sowjetunion damals ein völlig neues Gesicht gegeben. Mit seiner Offenheit und Wärme war er ein anderer, neuer Politikertypus und hat viel für das Ansehen seines Landes im westlichen Ausland bewirkt. Mich würde wahnsinnig interessieren, wie er die Zeit damals, auch das Ende der DDR, erlebt hat. Und ich wüsste gern, wie er heute auf sein Land schauen würde, wie er den Ukraine-Krieg beurteilen würde, und was er als Lösung dieses Konflikts vorschlägt.

### Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Eine Uhr von Cartier, die habe ich schon ganz lange. Und ich liebe meinen Verlobungsring und meinen Ehering.

### Haben Sie einen Lieblingsduft?

Frisch gewaschene Wäsche. Ich hatte das gerade bei einem Dreh in Rom, Wäsche im Hotel, die auch noch fein gebügelt war. So kriegt man das zu Hause gar nicht hin.

### Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Ich war kurz nach der Wende mit der evangelischen Gemeinde Pankow und der Partnergemeinde Dülmen in Norwegen. Da war ich 15. Das war total schön, diese Ost-West-Begegnung mit kleinen Theaterstücken und Paddeltouren. Da habe ich als Kind aus der DDR menschlich viel mitgenommen, was mir viel gegeben hat – auch eine meiner besten Freundinnen bis heute.

### Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Ich gehe eigentlich nie zu Konzerten.

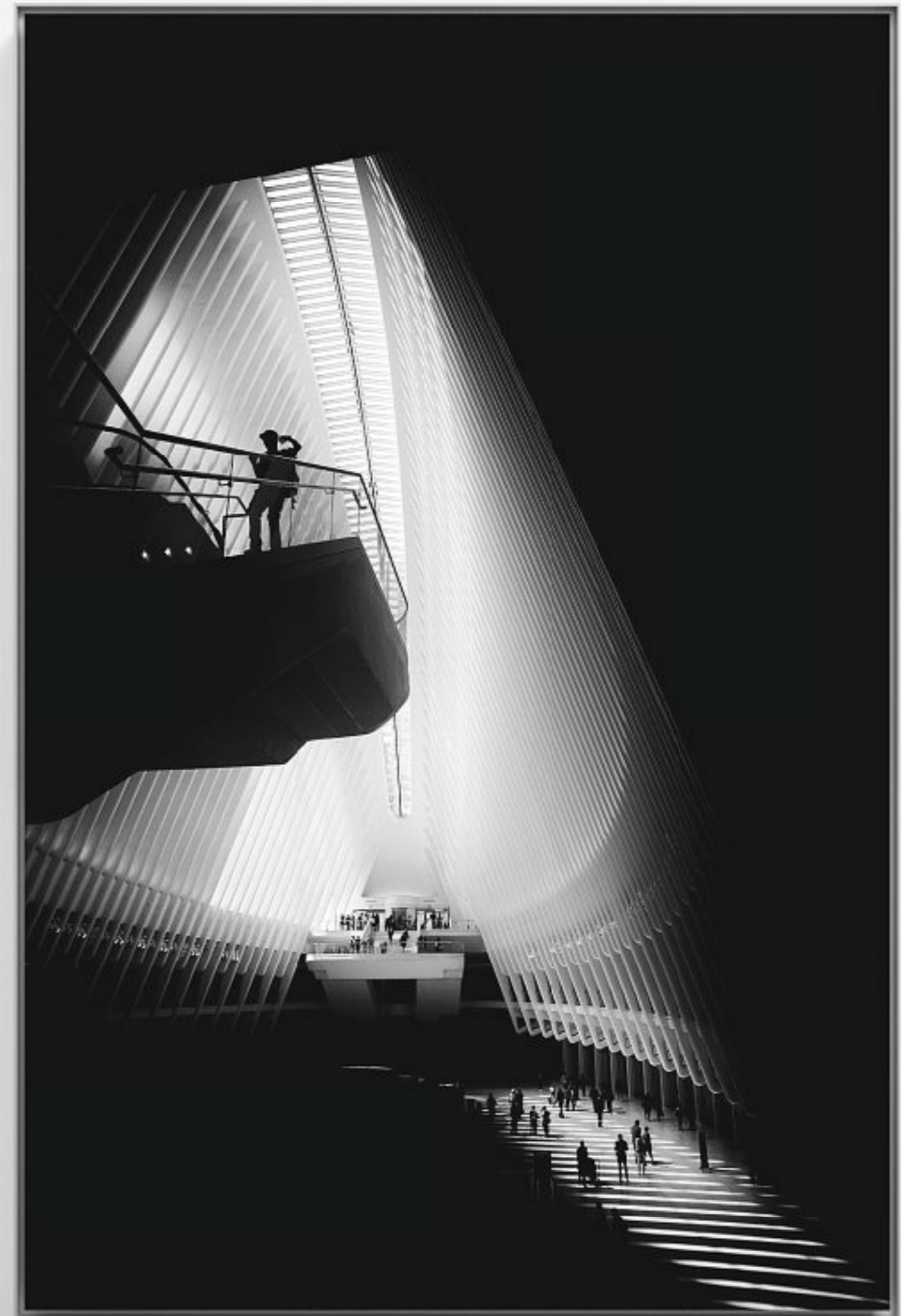
### Was fehlt Ihnen zum Glück?

Die Frage darf man nicht stellen, weil man sie nicht richtig beantworten kann. Ich würde sagen, mir fehlt nichts zum Glück, und da muss ich gleich schon wieder auf Holz klopfen.

### Was trinken Sie zum Abendessen?

Stilles Wasser. Und wenn's kälter wird, sehr gerne Tee. Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

Foto: Andreas Rein



### Phil Penman

WhiteWall Ambassador

Foto-Abzug auf Ilford S/W-Papier | 50 x 75 cm

Kaschierung hinter Acrylglas | Rahmen ArtBox Aluminium, 50 mm, Silber

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug hiner Acrylglas mit einem Aluminium Rahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.

WHITE WALL





City HardWear Collection

TIFFANY & CO.